Der Graf von Monte-Christo.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zwölfter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Zwölfter Theil.

Der Einbruch.

Am Tage nach jenem, an welchem das so eben von uns erzählte Gespräch Statt fand, war der Graf von Monte-Christo mit Ali, mehreren Dienern, und mit Pferden, die er probiren wollte, wirklich nach Auteuil gereiset. Diese Reise, an welche er selbst am vorigen Tage noch nicht dachte, und eben so wenig Andrea, wurde vorzüglich durch die Ankunft von Bertuccio veranlaßt, der, aus der Normandie zurückgekehrt, Nachrichten vom Hause und von der Corvette brachte. Das Haus war bereit, und die Corvette, seit acht Tagen angekommen, mit ihrer Mannschaft von sechs Köpfen, nach Erfüllung aller verlangten Förmlichkeiten, in einer kleinen Bucht vor Anker liegend, bereits im Stande abzusegeln. Der Graf lobte den Eifer von Bertuccio, und ermahnte ihn, sich auf eine schnelle Abreise gefaßt zu machen, da sein Aufenthalt in Frankreich nicht mehr über einen Monat dauern werde. „Ich kann in den Fall kommen,“ sagte er zu ihm, „in einer Nacht den Weg von Paris nach Tréport zurücklegen zu müssen; ich will acht, auf der Strasse stufenweise aufgestellte Relais, die mir gestatten, fünfzig Meilen in zehn Stunden zu machen.“

„Eure Excellenz hatten diesen Wunsch schon geäußert," antwortete Bertuccio, „und die Pferde stehen bereit. Ich habe sie gekauft, und an den passendsten Orten eingestellt, nämlich in Dörfern, wo in der Regel Niemand anhält."

„Gut," erwiederte Monte-Christo, „ich bleibe einen oder zwei Tage hier; richten Sie sich darnach ein."

Als Bertuccio fortging, um alles auf diesen Aufenthalt Bezügliche anzuordnen, öffnete Baptistin die Thüre; er trug einen Brief auf einer Platte von vergoldetem Silber.

„Was thun Sie hier?" fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt sah, „ich habe Ihnen nicht rufen lassen, dünkt mir?"

Baptistin näherte sich dem Grafen, und überreichte ihm den Brief. „Wichtig und dringend," sagte er.

Der Graf öffnete den Brief, und las:

„Herr von Monte-Christo wird in Kenntniß gesetzt, daß gerade heute Nachts ein Mensch in das Haus in den Champs-Elysées sich einschleichen wird, um Papiere zu entwenden, die er im Secretär des Toilettecabinets versperrt wähnt; man kennt den Herrn Grafen von Monte-Christo als hinreichend muthig, um nicht die Dazwischenkunft der Polizei anzurufen, eine Dazwischenkunft, die denjenigen sehr compromittiren könnte, der diese Warnung giebt. Der Herr Graf wird sich, entweder durch eine Oeffnung, die aus dem Schlafzimmer in das Cabinet geht, oder im Cabinete lauernd, selbst Recht verschaffen können. Viele Leute und augenfällige Vorsichtsmaßregeln würden den Missethäter sicher verscheuchen, und

dem Herrn von Monte-Christo die Gelegenheit entziehen, einen Feind zu kennen, welchen jene Person durch Zufall entdeckte, die dem Grafen diese Warnung sendet, eine Warnung, die sie vielleicht nicht mehr zu erneuern die Gelegenheit fände, wenn nach Vereitelung dieses ersten Unternehmens der Missethäter eine zweite versuchen sollte."

Die erste Regung des Grafen war, an eine Diebslist zu glauben, an eine plumpe Falle, die ihm eine geringe Gefahr andeutete, um ihn einer ernsteren auszusetzen. Er wollte also den Brief, ungeachtet der Anempfehlung, und vielleicht gerade wegen der Anempfehlung des anonymen Freundes, zu einem Polizeicommissär tragen lassen, als plötzlich der Gedanke in ihm auftauchte, daß es wirklich irgend ein besonderer Feind von ihm seyn könnte, den nur er zu erkennen, und wobei nur er, eintretenden Falles, einen Nutzen zu schöpfen vermöchte, wie es Fiesko mit dem Mohren gemacht hatte, der ihn ermorden wollte. Man kennt den Grafen; wir brauchen also nicht zu sagen, daß er ein Geist voll Kühnheit und Kraft war, der sich mit jener Energie gegen das Unmögliche stemmte, die allein die überlegenen Menschen hervorbringt. Durch das Leben, das er geführet, durch den gefaßten und festgehaltenen Entschluß, vor nichts zurückzuweichen, war der Graf dahin gekommen, in den Kämpfen, die er bisweilen gegen die Natur unternahm, welche Gott ist, und gegen die Welt, die wohl für den Teufel passiren kann, unbekannte Genüsse zu finden. — „Nicht meine Papiere wollen sie stehlen," sagte Monte-Christo, „sie wollen mich tödten; sie sind keine Diebe, sie sind Mörder. Ich will nicht, daß der Herr Polizei-

Präfekt sich in meine Privatangelegenheiten mische. Ich bin reich genug, meiner Treue, um hiewegen das Budget seiner Administration zu entlasten."

Der Graf rief Baptistin zurück, der nach Ueberreichung des Briefes das Zimmer verlassen hatte. „Sie werden nach Paris zurückkehren," sagte er, „und die Diener hierher mitnehmen, welche noch dort sind. Ich bedarf zu Auteuil aller meiner Leute."

„Wird denn Niemand zu Hause bleiben, Herr Graf?" fragte Baptistin.

„Allerdings, der Portier."

„Bedenken der Herr Graf wohl, daß es von der Loge in das Haus weit ist."

„Nun denn?"

„Nun denn, man könnte die ganze Wohnung ausplündern, ohne daß er das mindeste Geräusch vernähme."

„Wer?"

„Ei, Diebe."

„Sie sind ein Dummkopf, Herr Baptistin; sollten die Diebe auch meine ganze Wohnung ausplündern, so werden sie mir niemals die Unannehmlichkeit veranlassen, die mir ein schlecht verrichteter Dienst bereiten würde."

Baptistin verbeugte sich.

„Sie verstehen mich," sagte der Graf; „nehmen Sie Ihre Kameraden vom Ersten bis zum Letzten mit; aber Alles bleibe in seinem gewöhnlichen Zustande; Sie werden die Fensterläden des Erdgeschosses schließen, weiter nichts."

„Und jene des ersten Stockwerkes?"

„Sie wissen, daß man sie niemals schließt. Gehen Sie!"

Der Graf ließ sagen, daß er allein zu Hause diniren und nur von Ali bedient werden wolle. Er dinirte mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Mäßigkeit, entfernte sich nach dem Diné, indem er Ali ein Zeichen gab, ihm zu folgen, durch die kleine Thüre, erreichte das Boulogner-wäldchen, wie wenn er spazieren ginge, schlug ungezwungen den Weg nach Paris ein, und befand sich bei Anbruch der Nacht seinem Hause in den Champs-Elyssées gegenüber. Alles war finster, nur ein schwaches Licht flimmerte in der Loge des Portiers, die etwa vierzig Schritte vom Hause entfernt war, wie Baptistin gesagt hatte. Monte-Christo lehnte sich an einen Baum, und sondirte mit jenem Auge, das sich so selten täuschte, die doppelte Allee, musterte die Vorübergehenden, und schaute in die anstossenden Strassen, um zu sehen, ob Niemand im Hinterhalte liege. Nach Verlauf von zehn Minuten war er vollkommen überzeugt, daß ihn Niemand belauere. Er eilte alsogleich mit Ali zur kleinen Thüre, trat hastig ein, und ging über die Diensttreppe, zu welcher er den Schlüssel besaß, in sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Vorhang zu öffnen oder zu verrücken, ohne daß selbst der Portier vermuthen konnte, daß in dem Hause, das er für leer hielt, der Hauptbewohner desselben sich wieder befinde. Im Schlafzimmer angekommen, gab der Graf Ali ein Zeichen, stehen zu bleiben, und ging dann in das Cabinet, welches er untersuchte; Alles war darin in seinem gewöhnlichen Zustande, der werthvolle Secretär auf seinem Platze, und der Schlüssel am Secretäre; er sperrte ihn durch doppeltes Umdrehen des Schlüssels zu, den er zu sich steckte, trat zur Thüre des Schlafzim-

mers, nahm die doppelte Schließkappe des Riegels weg, und ging wieder hinein. Inzwischen legte Ali die Waffen auf einen Tisch, welche der Graf von ihm verlangt hatte, nämlich einen kurzen Carabiner und ein Paar Doppelpistolen, deren übereinander gestellte Läufe eben so sicher zu zielen gestatteten, wie mit Scheibenpistolen. So bewaffnet, hielt der Graf das Leben von fünf Menschen in seinen Händen. Es war ungefähr halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen in der Eile ein Stück Brod, und tranken ein Glas spanischen Wein; dann ließ Monte-Christo eine von jenen beweglichen Thürfüllungen gleiten, vermittelst welcher er von einem Zimmer in das andere sehen konnte. Auf Griffweite lagen seine Pistolen und sein Carabiner, und Ali, neben ihm stehend, hielt eines von jenen kleinen arabischen Beilen in der Hand, die seit den Kreuzzügen ihre Form nicht geändert haben. Durch eines von den Fenstern des Schlafzimmers in paralleler Richtung mit dem Cabinete, konnte der Graf auf die Straße sehen. So verstrichen zwei Stunden; es war ganz finster, nnd doch erkannten Ali, in Folge seiner wilden Natur, und der Graf, ohne Zweifel in Folge einer erworbenen Fertigkeit, in dieser Nacht sogar die leisesten Schwingungen der Bäume im Hofe. Seit langer Zeit war das schwache Licht in der Loge des Portiers erloschen. Es war zu vermuthen, daß der Angriff, wenn wirklich ein Angriff projektirt seyn sollte, über die Treppe des Erdgeschosses, und nicht durch ein Fenster geschehen würde. Nach der Meinung Monte-Christo's strebten die Missethäter nach seinem Leben und nicht nach seinem Gelde. Sie würden also den Angriff auf sein Schlaf-

zimmer machen, und in sein Schlafzimmer durch die Geheimtreppe, oder durch das Fenster des Cabinetes gelangen. Er postirte Ali vor die Thüre der Treppe, und fuhr fort, das Cabinet zu überwachen. Es schlug drei Viertel auf zwölf auf der Uhr der Invaliden; der Westwind brachte auf seinen feuchten Schwingen das unheimliche Dröhnen der drei Schläge. Bei dem Verhallen des letzten Schlages glaubte der Graf ein leises Geräusch vom Cabinete her zu vernehmen; diesem ersten Geräusche, oder vielmehr diesem ersten Knirschen, folgte ein zweites, dann ein drittes; bei dem vierten wußte der Graf, woran er war. Eine feste und geübte Hand war beschäftiget, die vier Seiten einer Fensterscheibe mit einem Diamanten zu durchschneiden.

Der Graf fühlte sein Herz rascher pochen. Wie abgehärtet gegen Gefahren auch die Menschen seyn mögen, wie gewarnt auch vor der drohenden Gefahr, so begreifen sie doch immerhin an dem Beben ihres Herzens und an dem Schaudern ihrer Nerven, den ungeheuern Unterschied, welcher zwischen dem Traume und der Wirklichkeit, zwischen dem Projekte und der Ausführung besteht. Monte-Christo gab jedoch Ali nur ein Zeichen, um ihn in Kenntniß zu setzen; da dieser einsah, daß die Gefahr aus der Richtung des Cabinetes komme, machte er einen Schritt, um sich seinem Gebieter zu nähern. Monte-Christo war sehr neugierig, zu erfahren, mit welchen Feinden, und mit wie vielen Feinden er es zu thun habe. Das Fenster, an welchem man arbeitete, lag der Oeffnung gegenüber, durch welche der Graf in das Cabinet schaute. Seine Augen blieben also auf jenes Fenster geheftet: ein

Schatten verdichtete die Dunkelheit; dann wurde eine Fensterscheibe plötzlich undurchsichtig, wie von Aussen mit einem Blatte Papier überkleistert, dann krachte die Scheibe, ohne zu fallen. Durch die angebrachte Oeffnung griff eine Hand, die den Drehriegel suchte; eine Secunde nachher drehte sich das Fenster in seinen Angeln, und ein Mann trat ein. Der Mann war allein.

„Das ist ein kecker Spitzbube," murmelte der Graf.

In diesem Momente fühlte er, daß Ali sachte seine Schulter berührte; er kehrte sich um; Ali wies auf das Fenster des Zimmers, worin sie waren, und welches auf die Strasse ging. Monte-Christo that drei Schritte dem Fenster zu; er kannte die ausnehmende Feinheit der Sinne des treuen Dieners. Wirklich erblickte er *einen* zweiten Mann, der von einer Thüre wegtrat, auf *einen* Eckstein stieg, und zu sehen bestrebt schien, was bei dem Grafen vorging. „Gut!" sagte er; „es sind ihrer zwei; der Eine handelt, der Andere lauert."

Er winkte Ali, den Mann auf der Strasse nicht aus den Augen zu verlieren, und kehrte zu jenem des Cabinetes zurück. Der Scheibendurchschneider war eingetreten, und orientirte sich mit vorgestreckten Armen. Endlich schien er sich vollständige Kenntniß verschafft zu haben; im Cabinete waren zwei Thüren; er schob an beiden die Riegel vor. Als er sich der Schlafzimmerthüre näherte, glaubte Monte-Christo, er komme, um einzutreten, und setzte eine Pistole in Bereitschaft; er hörte aber nur das Geräusch der Riegel, die in ihren kupfernen Ringen glitten. Dieß war eine Vorsichtsmaßregel, weiter nichts; der nächtliche Besucher, unkundig der Fürsorge des Grafen,

die Schließkappen wegzunehmen, konnte sich nun für so sicher halten, als wäre er zu Hause, und in aller Ruhe handeln.

Allein, und in allen seinen Bewegungen ungehindert, zog nun der Mann etwas aus seiner Tasche, was der Graf nicht zu erkennen vermochte, legte dieses Etwas auf einen kleinen Pfeilertisch, ging gerade zum Secretär, betastete ihn an der Stelle des Schlosses, und bemerkte, daß, wider sein Erwarten, der Schlüssel fehlte. Aber der Scheibenbrecher war ein vorsichtiger Mann, und hatte Alles vorhergesehen; der Graf hörte bald jenes Klappern des Eisens gegen Eisen, welches ein bewegter Bund unförmlicher Schlüssel hervorbringt, wie sie die Schlosser mitbringen, wenn man sie holen läßt, um eine Thüre zu öffnen, und denen die Diebe den Namen „Nachtigallen" gegeben haben, ohne Zweifel wegen des Vergnügens, das sie bei ihrem nächtlichen Gesange empfinden, wenn sie an der Schloßfeder knirschen.

„Ah! Ah! murmelte Monte-Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung, „es ist nur ein Dieb."

Aber der Mann konnte im Finstern das passende Instrument nicht wählen. Nun nahm er seine Zuflucht zu dem auf den Pfeilertisch gelegten Gegenstande; er ließ eine Feder spielen, und bald warf ein bleiches, jedoch genügend lebhaftes Licht, um sehen zu können, seinen goldgelben Widerstrahl auf die Hände und auf das Antlitz dieses Mannes. „Ei," sagte plötzlich Monte-Christo, mit einer Bewegung des Erstaunens zurückfahrend, „es ist..."

Ali schwang sein Beil. „Geh nicht von der Stelle,"

flüsterte ihm Monte-Christo ganz leise zu, „und laß Dein Beil da, wir brauchen hier keine Waffen mehr."

Dann fügte er mit noch gedämpfterer Stimme einige Worte bei, denn der Ausruf, wie leise er auch war, welchen die Ueberraschung dem Grafen entriß, war hinreichend, um den Mann beben zu machen, der in der Stellung des antiken Scheerenschleifers geblieben war. Es war ein Befehl, den der Graf so eben ertheilt hatte, denn alsogleich entfernte sich Ali auf den Zehen, und nahm von der Wand des Alkovens ein schwarzes Kleid und einen dreieckigen Hut. Inzwischen zog Monte-Christo rasch seinen Oberrock, sein Gilet und sein Hemd aus, und man konnte bei dem Lichtstrahle, der durch die Spalte der Thürfüllung sickerte, auf der Brust des Grafen eines von jenen geschmeidigen und feinen Panzerwämsern erkennen, von denen vielleicht das letzte in jenem Frankreich, worin man die Dolche nicht mehr fürchtet, König Ludwig **XVI.** trug, der das Messer für seine Brust fürchtete, und dem der Kopf mit einem Beile abgeschlagen wurde. Dieses Panzerhemd verschwand bald unter einem langen Priesterrocke, wie die Haare des Grafen unter einer Perrücke mit einer Tonsur; der auf die Perrücke gesetzte dreieckige Hut, vollendete die Verwandlung des Grafen in einen Abbé. Inzwischen hatte sich der Mann, da er nichts mehr hörte, wieder erholt, und war, während der Beschäftigung Monte-Christo's mit seiner Verwandlung zum Secretär getreten, dessen Schloß unter seiner Nachtigall zu knarren begann.

„Gut!" murmelte der Graf, der sich ohne Zweifel auf irgend ein Geheimniß der Schlosserarbeit verließ,

welches dem Eröffner der Thüren mit Dietrichen unbekannt seyn mochte, so gewandt er auch war; „gut! Es bleiben Dir noch einige Minuten.“ Und er trat an's Fenster.

Der Mann, den er auf einen Eckstein hatte steigen sehen, war herabgestiegen, und ging immer auf der Straße auf und ab; aber, sonderbar! anstatt sich um jene zu bekümmern, die vom Zugange der Champs-Elysées, oder durch die Vorstadt Saint-Honoré kommen konnten, schien er nur mit dem beschäftiget, was bei dem Grafen vorging, und alle seine Bewegungen zielten darauf ab, zu sehen, was im Cabinete geschah. Plötzlich schlug sich Monte-Christo vor die Stirne, und ließ über seine halbgeöffneten Lippen ein schweigsames Lächeln zucken. Dann näherte er sich Ali, und sagte ganz leise zu ihm: „Bleib da, im Dunkel verborgen, und was immer für ein Geräusch Du hörest, was immer geschehen mag, tritt nicht ein, und zeige Dich nur, wenn ich Dir bei Deinem Namen rufe.“

Ali erwiederte durch ein Zeichen mit dem Kopfe, daß er verstanden habe, und gehorchen würde. Dann nahm Monte-Christo aus einem Schranke eine brennende Kerze, öffnete in dem Augenblicke, da der Dieb am eifrigsten mit seinem Schlosse sich beschäftigte, sachte die Thüre, und hielt das Licht auf solche Art in seiner Hand, daß es sein ganzes Gesicht erleuchtete. Die Thüre ging so leise auf, daß der Dieb kein Geräusch hörte. Aber zu seinem großen Erstaunen sah er plötzlich das Zimmer hell werden. Er kehrte sich um.

„Ei, guten Abend, lieber Herr Caderousse!“ sagte

Monte-Christo; „was Teufels treiben Sie denn hier zu einer solchen Stunde?“

„Der Abbé Busoni!“ rief Caderousse aus. Und da er nicht wußte, wie diese seltsame Erscheinung zu ihm gekommen sey, da er doch die Thüren verschlossen hatte, ließ er seinen Bund Dietriche fallen, und stand regungslos und ganz verblüfft da. Der Graf stellte sich zwischen Caderousse und das Fenster, und schnitt so dem erschrockenen Diebe seinen einzigen Rückzugsweg ab.

„Der Abbé Busoni!“ wiederholte Caderousse, den Grafen mit verstörten Augen anschauend.

„Wohlan, ohne Zweifel, der Abbé Busoni!“ versetzte Monte-Christo, „er selbst, in Person, und es freut mich sehr, daß Sie mich wieder erkennen, lieber Herr Caderousse; dieß beweiset, daß wir ein gutes Gedächtniß haben, denn wenn ich mich nicht irre, so sind es bald zehn Jahre, daß wir uns nicht sahen.“

Diese Ruhe, diese Ironie, diese Gewalt, erfüllten Caderousse mit einem schwindeligen Schrecken. „Der Abbé! Der Abbé!“ murmelte er, seine Hände krampfend, und mit den Zähnen klappernd.

„Wir wollen also den Grafen von Monte-Christo bestehlen?“ fuhr der vermeintliche Abbé fort.

„Herr Abbé,“ murmelte Caderousse, bemüht, an sein Fenster zu gelangen, welches ihm der Graf unbarmherzig verlegte, „Herr Abbé, ich weiß nicht . . . ich bitte Sie zu glauben... ich schwöre Ihnen...“

„Eine durchschnittene Scheibe,“ fuhr der Graf fort, „eine Blendlaterne, ein Bund Nachtigallen, ein halb aufgesprengter Secretär, das ist doch deutlich.“

Caderousse würgte sich mit seiner Cravatte, suchte einen Winkel, um sich zu verstecken, eine Oeffnung, um durch sie zu verschwinden.

„Nun," sagte der Graf, „ich sehe, daß Sie immer noch der Nämliche sind, Herr Mörder."

„Herr Abbé, da Sie Alles wissen, so wissen Sie auch, daß nicht ich es bin, sondern Carconte; dieß wurde *im* Prozesse anerkannt, weil man mich nur zu den Galeeren verurtheilte."

„Ihre Zeit ist also aus, da ich Sie im besten Zuge finde, wieder hinzukommen?"

„Nein, Herr Abbé, ich bin durch Jemand befreiet worden."

„Dieser Jemand hat der Staatsgesellschaft einen charmanten Dienst erwiesen."

„Ah!" versetzte Caderousse, „ich hatte jedoch versprochen..."

„Sie haben sohin den Bann gebrochen?" unterbrach ihn Monte-Christo.

„Ach! ja," antwortete Caderousse sehr besorgt.

„Ein schlimmer Rückfall... Dieß wird Sie, wenn ich nicht irre, auf den Grèveplatz führen. Desto schlimmer, desto schlimmer, Diavolo! wie die Weltlinge in meiner Heimath sagen."

„Herr Abbé, ich wurde hingerissen..."

„Dieß sagen alle Verbrecher."

„Die Noth..."

„Schweigen Sie doch," erwiederte Bousoni verächtlich, „die Noth kann dahin bringen, um ein Almosen zu bitten, ein Brod vor der Thüre eines Bäckers zu

stehlen, aber nicht einen Secretär in einem Hause aufzusprengen, das man für unbewohnt hält. Und daß Sie den Juwelier Joannès, nachdem er Ihnen fünfundvierzigtausend Francs für den Diamanten auszahlte, den ich Ihnen schenkte, tödteten, um den Diamanten und das Geld zu haben, geschah dieß auch aus Noth?"

„Verzeihung, Herr Abbé," sagte Caderousse; „Sie haben mich schon einmal gerettet, retten Sie mich auch zum zweitenmale!"

„Dieß ermuthiget mich nicht."

„Sind Sie allein, Herr Abbé," fragte Caderousse, die Hände faltend, „oder haben Sie etwa Gendarmen da, bereit, mich zu packen?"

„Ich bin ganz allein," antwortete der Abbé, „und werde wieder Erbarmen mit Ihnen haben, und Sie gehen lassen, neue Unthaten riskirend, die meine Schwäche veranlassen kann, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagen."

„Ah! Herr Abbé," rief Caderousse die Hände faltend aus, indem er sich Monte-Christo um einen Schritt näherte, „ich kann wohl sagen, daß Sie mein Retter sind."

„Sie behaupten, daß man Sie aus dem Bagno befreite?"

„O! so wahr ich Caderousse heiße, Herr Abbé!"

„Wer befreite Sie?"

„Ein Engländer."

„Wie hieß er?"

„Lord Wilmore."

„Ich kenne ihn; ich werde es also erfahren, wenn Sie lügen."

„Herr Abbé, ich sage die reine Wahrheit."

„Dieser Engländer war also Ihr Gönner?"

„Nicht der meinige, sondern eines jungen Corsen, der mein Kettengefährte war."

„Wie hieß dieser junge Corse?"

„Benedetto."

„Ist dieß ein Taufname?"

„Er hatte keinen Andern, er war ein Findelkind."

„Dieser junge Mann ist sohin mit Ihnen entflohen?"

„Ja."

„Auf welche Art?"

„Wir arbeiteten zu Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-Mandrier?"

„Ich kenne es."

„Wohlan, während man schlief, von Mittag bis ein Uhr . . . ."

„Galeerensclaven halten Siesta! Bedauern Sie noch diese Schlingel!" äußerte der Abbé.

„Ei," versetzte Caderousse, „man kann nicht immer arbeiten, man ist kein Hund."

„Zum Glücke, für die Hunde," bemerkte Monte-Christo.

„Während also die Uebrigen Siesta hielten, entfernten wir uns ein klein wenig, durchfeilten unsere Eisen mit einer Feile, die uns der Engländer zukommen ließ, und flüchteten uns schwimmend."

„Und was ist aus diesem Benedetto geworden?"

„Ich weiß es nicht!"

„Sie sollen es jedoch wissen."

„Nein, wahrhaftig. Wir haben uns zu Hyères getrennt." Und um seiner Betheuerung mehr Gewicht zu

verleihen, näherte sich Caderousse dem Abbé wieder um einen Schritt, der unbeweglich auf seinem Platze blieb, immer ruhig und fragend.

„Sie lügen!“ sagte der Abbé Bousoni mit einem Tone unwiderstehlicher Auctorität.

„Herr Abbé!...“

„Sie lügen! Dieser Mann ist noch Ihr Freund, und vielleicht benützen Sie denselben als einen Mitschuldigen?“

„O! Herr Abbé!...“

„Wie lebten Sie, seitdem Sie Toulon verließen? Antworten Sie!“

„Wie ich konnte.“

„Sie lügen!“ entgegnete der Abbé zum drittenmale mit einem noch gebieterischeren Tone.

Caderousse schaute den Grafen erschrocken an.

„Sie lebten von dem Gelde, das er Ihnen schenkte,“ fuhr dieser fort.

„Nun denn, es ist wahr,“ sagte Caderousse, „Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Seigneur geworden.“

„Wie kann er der Sohn eines vornehmen Seigneur seyn?“

„Ein natürlicher Sohn.“

„Und wie heißt dieser vornehme Seigneur?“

„Der Graf von Monte-Christo ist's, der Nämliche, bei dem wir sind.“

„Benedetto ist der Sohn des Grafen?“ fragte Monte-Christo erstaunt.

„Ei, man muß es wohl glauben, weil der Graf einen falschen Vater für ihn auftrieb, weil der Graf ihm monatlich viertausend Francs auswirft, weil der Graf

in seinem Testamente ihm fünfmalhunderttausend Francs vermacht."

„Ah! Ah!" sagte der falsche Abbé, der zu begreifen begann, „und welchen Namen führt indessen dieser junge Mann?"

„Er heißt Andrea Cavalcanti."

„Dann ist's ja jener junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte-Christo, bei sich empfängt, und welcher das Fräulein Danglars heirathen wird?"

„Richtig."

„Und Sie dulden dieß, Elender! der Sie sein Leben und sein Brandmal kennen?"

„Wie soll ich, nach Ihrer Meinung, einen Kameraden am glücklichen Erfolge hindern?" fragte Caderousse.

„Richtig, es ist nicht Ihre Sache, den Herrn Danglars zu warnen, sondern die meinige."

„Thun Sie dieß nicht, Herr Abbé..."

„Und warum?"

„Weil es unser Brod ist, um daß Sie uns bringen würden!"

„Und Sie glauben, daß ich, um Elenden, wie Sie, das Brod zu erhalten, der Begünstiger ihrer Pläne, der Mitschuldige ihrer Verbrechen werden wolle?"

„Herr Abbé..." versetzte Caderousse, sich wieder nähernd.

„Ich werde Alles sagen."

„Wem?"

„Dem Herrn Danglars."

„Alle Wetter!" rief Caderousse, indem er ein ganz

offenes Messer aus seinem Gilet zog, und es dem Grafen mitten auf die Brust stieß, „Du wirst nichts sagen, Abbé!"

Zum großen Erstaunen von Caderousse prallte der Dolch, anstatt in die Brust des Grafen zu dringen, gestumpft zurück. Zu gleicher Zeit packte der Graf mit seiner linken Hand die Hand des Mörders, und drehte sie mit solcher Kraft, daß das Messer den erstarrten Fingern entsank, und Caderousse einen Schmerzensschrei ausstieß. Aber ohne sich um sein Geschrei zu bekümmern, fuhr der Graf fort, die Hand des Banditen so lange zu drehen, bis dieser mit verrenktem Arme zuerst auf die Knie sank, und dann mit dem Gesichte auf den Boden. Der Graf setzte seinen Fuß ihm auf den Kopf, und sagte: „Ich weiß nicht, was mich abhält, dir den Schädel zu zertreten, Bösewicht!"

„Ah! Gnade! Gnade!" rief Caderousse.

Der Graf zog seinen Fuß zurück. „Steh auf!" sagte er.

Caderousse stand wieder auf. „Gott'sblitz! was für eine Hand Sie haben, Herr Abbé!" sagte Caderousse, seinen Arm streichelnd, der von den Fleischzangen, die ihn gepackt hatten, ganz zerquetscht war; „Gott'sblitz! was für eine Hand!"

„Stille! Gott verleiht mir die Kraft, ein wildes Thier zu bändigen, wie Du bist; ich handle im Namen Gottes, erinnere Dich dessen, Elender, und indem ich in diesem Augenblicke Deiner schone, diene ich wieder den Absichten Gottes."

„O weh!" rief Caderousse voll Schmerzen.

„Nimm diese Feder und dieses Papier, und schreib, was ich Dir dictiren werde!"

„Ich verstehe mich nicht auf's Schreiben, Herr Abbé."

„Du lügst; nimm diese Feder und schreib!"

Caderousse, von dieser überlegenen Gewalt bezwungen, setzte sich, und schrieb:

„Mein Herr, der Mann, den Sie bei sich empfangen, und dem Sie Ihre Tochter bestimmen, ist ein ehemaliger Galeerensclave, mit mir aus dem Bagno von Toulon entsprungen; er trug die Nummer 59 und ich die Nummer 58. Er hieß Benedetto, wußte aber seinen rechten Namen selbst nicht, da er seine Eltern nie kannte."

„Unterzeichne!" fuhr der Graf fort.

„Aber wollen Sie mich denn in's Verderben stürzen?"

„Wenn ich Dich in's Verderben stürzen wollte, Dummkopf, so würde ich Dich zum nächsten Wachposten schleppen; zudem ist es wahrscheinlich, daß Du zur Zeit, da dieses Billet an seine Adresse abgegeben seyn wird, nichts mehr wirst zu befürchten haben; unterzeichne also!"

Caderousse unterzeichnete.

„Die Adresse: „An Herrn Baron Danglars, Banquier, Straße de la Chaussée d'Antin."

Caderousse schrieb die Adresse. Der Abbé nahm das Billet. „Es ist gut," sagte er, „nun geh."

„Wo hinaus?"

„Wo Du hereingekommen bist."

„Soll ich durch das Fenster fortgehen?"

„Du bist ja auch durch dasselbe hereingekommen."

„Sie brüten etwas gegen mich, Herr Abbé."

„Dummkopf, was soll ich brüten?"

„Warum öffnen Sie mir die Thüren nicht?"

„Wozu soll ich den Portier aufwecken?"

„Herr Abbé, sagen Sie mir, daß Sie meinen Tod nicht wollen."

„Ich will, was Gott will."

„So schwören Sie mir, daß Sie mich nicht tödten wollen, während ich hinabsteige."

„Wie dumm und feig Du bist!"

„Was wollen Sie aus mir machen?"

„Ich frage Dich darum? Ich versuchte, einen glücklichen Mann aus Dir zu machen, und machte nur einen Mörder aus Dir!"

„Herr Abbé," versetzte Caderousse, „machen Sie einen letzten Versuch."

„Meinetwegen!" sagte der Graf. „Höre, Du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin?"

„Ja," antwortete Caderousse.

„Wenn Du frisch und gesund nach Hause kommst ..."

„Was hab' ich zu fürchten, woferne ich nichts von Ihnen zu fürchten habe?"

„Wenn Du frisch und gesund nach Hause kommest, so verlaß Paris, verlaß Frankreich, und ich werde Dir überall, wo Du seyn wirst, so lange Du Dich ehrlich aufführst, eine kleine Pension zukommen lassen; denn wenn Du frisch und gesund nach Hause kommst, wohlan ..."

„Wohlan?" fragte Caderousse ganz bebend.

„Wohlan, so werde ich glauben, daß Gott Dir verziehen hat, und auch ich werde Dir verzeihen."

„So wahr ich ein Christ bin," stammelte Caderousse zurückfahrend, „Sie machen mir sterbensangst!"

„Nun, geh fort!“ sagte der Graf, mit dem Finger Caderousse das Fenster weisend. Caderousse, durch dieses Versprechen noch nicht ganz beruhiget, streckte den Fuß zum Fenster hinaus, und trat auf die Leiter. Dort hielt er zitternd inne.

„Nun steig hinab!“ sagte der Graf, die Arme kreuzend.

Caderousse begann einzusehen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und stieg hinab. Dann näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von den Champs-Elysees aus diesen Mann erkennen konnte, der aus einem Fenster stieg, welches von einem Andern erleuchtet wurde.

„Was thun Sie denn, Herr Abbé?“ sagte Caderousse; „wenn eine Patrouille vorüberginge . . .“

Und er blies das Licht aus. Dann fuhr er fort, hinabzusteigen; aber erst als er den Boden des Gartens unter seinem Fuße spürte, war er hinlänglich beruhigt. Monte-Christo ging wieder in sein Schlafzimmer, und sah mit einem raschen Blicke vom Garten auf die Straße, zuvörderst Caderousse, der nach dem Hinabsteigen einen Umweg in den Garten machte, und seine Leiter am äußersten Ende der Mauer anlegte, um an einer andern Stelle hinauszugehen, als an welcher er eingetreten war. Dann sah er, vom Garten auf die Straße schauend, den Mann, welcher zu warten schien, in gleicher Linie auf der Straße laufen, und gerade hinter die Ecke sich postiren, neben welcher Caderousse hinabsteigen sollte. Caderousse stieg langsam die Leiter hinauf, und streckte, bei den letzten Sprossen angekommen, seinen Kopf über

die Mauerkappe, um sich zu versichern, ob die Straße wirklich einsam sey. Man sah Niemand, man hörte kein Geräusch. Bei den Invaliden schlug es ein Uhr. Nun setzte sich Caderousse rittlings auf die Mauerkappe, zog die Leiter zu sich hinauf, und senkte sie über die Mauer hinab, dann begann er hinunterzusteigen, oder vielmehr die beiden Seitenpfeiler entlang sich gleiten zu lassen, ein Manoeuvre, das er mit einer Gewandtheit ausführte, welche bewies, wie vertraut er mit dieser Uebung war. Als er aber einmal im Hinunterrutschen war, konnte er nicht mehr inne halten. Vergebens sah er einen Mann in dem Momente in das Dunkel springen, da er die Hälfte des Weges erreicht hatte; vergebens sah er in dem Augenblicke einen Arm sich erheben, da er den Boden berührte; bevor er sich zur Wehre stellen konnte, stieß ihn dieser Arm so wüthend in den Rücken, daß er die Leiter mit dem Rufe fahren ließ: „Zu Hülfe!“

Ein zweiter Stoß traf ihn fast alsogleich in die Seite, und er stürzte mit dem Schrei zu Boden: „Hülfe! Mörder!“

Endlich, da er sich auf dem Boden wälzte, faßte ihn sein Gegner bei den Haaren, und versetzte ihm einen dritten Stoß in die Brust. Dießmal wollte Caderousse wieder schreien, er konnte aber nur ein Stöhnen hervorbringen, und ließ bebend die drei Blutströme fließen, die aus seinen drei Wunden brachen. Als der Mörder sah, daß er nicht mehr schrie, hob er ihm den Kopf bei den Haaren auf; die Augen von Caderousse waren geschlossen, sein Mund verzerrt. Der Mörder hielt ihn

für todt, ließ den Kopf zurücksinken, und verschwand. Da Caderousse merkte, daß jener sich entfernte, richtete er sich auf seinen Elbogen auf, und rief mit höchster Anstrengung und sterbender Stimme: „Hülfe, Mörder! Ich sterbe! Zu mir her, Herr Abbé! Zu mir her!“

Dieser klägliche Zuruf drang durch das Dunkel der Nacht. Die Thüre der Geheimtreppe ging auf, und Ali und sein Gebieter eilten mit Lichtern herbei.

Die Hand Gottes.

Caderousse fuhr fort, mit wehklagender Stimme zu rufen: „Herr Abbé, zu Hülfe! zu Hülfe!“

„Was gibt es?“ fragte Monte-Christo.

„Kommen Sie mir zu Hülfe!“ wiederholte Caderousse, „man hat mich ermordet!“

„Da sind wir! Muth!“

„Ah! es ist aus. Sie kommen zu spät, Sie kommen, um mich sterben zu sehen. Welche Stiche! Wie viel Blut!“ Und er wurde ohnmächtig.

Ali und sein Gebieter nahmen den Verwundeten, und trugen ihn in ein Zimmer. Monte-Christo gab Ali ein Zeichen, ihn zu entkleiden, und erblickte die ihm versetzten drei schrecklichen Wunden. „Mein Gott,“ sagte er, „deine Rache läßt oft auf sich warten; aber ich glaube, daß sie dann nur um so schwerer vom Himmel herabsteige.“

Ali schaute seinen Gebieter an, wie um ihn zu fragen, was er thun solle.

Hole den Herrn Staatsanwalt von Villefort, der in der Vorstadt Saint-Honoré wohnt, und bring ihn hierher. Im Vorbeigehen wirst Du den Portier wecken, und ihm sagen, daß er einen Arzt holen solle."

Ali gehorchte, und ließ den falschen Abbé allein bei dem noch immer ohnmächtigen Caderousse. Als der Unglückliche die Augen wieder öffnete, schaute ihn der Graf, der einige Schritte von ihm saß, mit einem düsteren Ausdrucke von Mitleiden an, und seine Lippen, die sich bewegten, schienen ein Gebet zu murmeln.

„Einen Wundarzt, Herr Abbé, einen Wundarzt!" sagte Caderousse.

„Man holt eben einen," antwortete der Abbé.

„Ich weiß wohl, daß es unnütz ist, was das Leben betrifft; aber er wird mir vielleicht Kräfte geben können, und ich will Zeit bekommen, meine Erklärung zu machen."

„Ueber was?"

„Ueber meinen Mörder."

„Sie kennen ihn also?"

„Ob ich ihn kenne! ja, ich kenne ihn, Benedetto ist's."

„Der junge Corse?"

„Derselbe."

„Ihr Gefährte?"

„Ja. Nachdem er mir den Plan des Hauses des Grafen von Monte-Christo, ohne Zweifel in der Hoffnung gegeben hatte, daß ich ihn tödten, und er so sein Erbe werden, oder daß er mich tödten, und so meiner entlediget würde, hat er auf der Straße meiner geharret und mich ermordet."

„Zu gleicher Zeit, da ich den Arzt holen ließ, ließ ich auch den Staatsanwalt holen.“

„Er wird zu spät kommen, er wird zu spät kommen,“ sagte Caderousse, „ich fühle, daß all mein Blut verrinnt.“

„Warten Sie,“ sagte Monte-Christo. Er ging hinaus, und kam fünf Minuten nachher mit einem Fläschchen zurück.

Die durch ihre Starrheit furchtbaren Augen des Sterbenden waren während seiner Abwesenheit nicht von jener Thüre gewichen, durch welche er instinktmäßig das Eintreten der Hülfe ahnete. „Eilen Sie, Herr Abbé, eilen Sie!“ sagte er; „ich fühle, daß ich wieder ohnmächtig werde.“

Monte-Christo näherte sich, und goß auf die violetten Lippen des Verwundeten drei bis vier Tropfen der Flüssigkeit, welche das Fläschchen enthielt. Caderousse seufzte. „O!“ sagte er, „Sie gießen mir das Leben ein; wieder ... wieder ...“

„Zwei Tropfen mehr würden Sie tödten,“ antwortete der Abbé.

„O! daß doch Jemand käme, dem ich den Elenden denuncire könnte!“

„Soll ich Ihre Aussage niederschreiben? Sie werden sie unterzeichnen.“

„Ja ... ja ...,“ erwiederte Caderousse, dessen Augen bei der Hoffnung dieser verspäteten Rache funkelten.

Monte-Christo schrieb: „Ich sterbe, ermordet von dem Corsen Benedetto, meinem Kettengefährten zu Toulon mit der Nummer 59.“

„Eilen Sie! Eilen Sie!“ sagte Caderousse, „ich könnte nicht mehr unterzeichnen.“

Monte-Christo reichte Caderousse die Feder, der seine Kräfte zusammenraffte, unterzeichnete, und mit den Worten auf sein Bett zurücksank: „Das Uebrige werden Sie erzählen, Herr Abbé; Sie werden sagen, daß er sich Andrea Cavalcanti nennen läßt, daß er im Hotel des Princes wohnt, daß . . . Ah! Ah! mein Gott, mein Gott, ich sterbe!“

Und Caderousse wurde zum zweitenmale ohnmächtig. Der Abbé ließ ihn am Fläschchen riechen; der Verwundete öffnete die Augen wieder. Sein Rachewunsch hatte ihn während seiner Ohnmacht nicht verlassen. „Ah! Sie werden Alles sagen, nicht wahr, Herr Abbé?“

„All das, ja, und noch viele andere Dinge.“

„Was werden Sie sagen?“

„Ich werde sagen, daß er Ihnen ohne Zweifel den Plan von diesem Hause in der Hoffnung gab, daß der Graf Sie tödten würde. Ich werde sagen, daß er den Grafen in einem Billet warnte, ich werde sagen, daß der Graf abwesend war, sohin ich dieses Billet erhielt, und wachte, um Sie zu erwarten.“

„Und er wird guillotinirt werden, nicht wahr?“ fragte Caderousse; „er wird guillotinirt werden, Sie versprechen es mir? Ich sterbe mit dieser Hoffnung, sie wird mir sterben helfen.“

„Ich werde sagen,“ fuhr der Graf fort, „daß er nach Ihnen kam, daß er die ganze Zeit auf Sie lauerte, daß er, als er Sie fortgehen sah, zur Ecke der Mauer lief, und sich verbarg.“

„Sie sahen also all das?“

„Erinnern Sie sich meiner Worte: „„Wenn Du frisch und gesund nach Hause kommst, so werde ich glauben, daß Gott Dir verziehen hat, und auch ich will Dir verzeihen.“

„Und Sie warnten mich nicht?“ rief Caderousse aus, indem er versuchte, sich auf seinen Elbogen zu erheben; „Sie wußten, daß ich, von hier fortgehend, sollte getödtet werden, und warnten mich nicht?“

„Nein, denn in Benedetto's Hand sah ich die Gerechtigkeit Gottes, und hätte durch meine Widersetzung gegen die Absichten der Vorsehung ein Verbrechen gegen Gott zu begehen geglaubt.“

„Die Gerechtigkeit Gottes! Sagen Sie mir von dieser nichts, Herr Abbé; wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, so würden, wie Sie besser wissen, als Jemand, Leute bestraft, die nicht bestraft sind.“

„Geduld!“ erwiederte der Abbé mit einem Tone, der den Sterbenden durchbebte, „Geduld!“

Caderousse schaute ihn erstaunt an.

„Zudem ist Gott voll Erbarmen gegen Alle,“ fügte der Abbé bei, „wie er es gegen Dich war; er ist Vater, bevor er Richter ist.“

„Sie glauben also an Gott?“ fragte Caderousse.

„Wenn ich so unglücklich wäre, bis jetzt nicht an ihn geglaubt zu haben,“ antwortete Monte-Christo, „so würde ich bei Deinem Anblicke an ihn glauben.“

Caderousse hob seine gekrampften Hände zum Himmel empor.

„Höre,“ sagte der Abbé, die Hand über den Ver-

wundeten ausstreckend, wie um ihm den Glauben zu gebieten, „höre, was dieser Gott für Dich gethan hat, welchen anzuerkennen Du in Deinem letzten Augenblicke Dich weigerst: er hatte Dir Gesundheit, Kraft, eine gesicherte Arbeit, sogar Freunde, kurz ein solches Daseyn gegeben, wie es sich für den Menschen gestalten soll, um bei der Ruhe des Gewissens und der Befriedigung der natürlichen Wünsche angenehm zu seyn; vernimm, was Du gethan hast, anstatt diese in ihrer Fülle so selten verliehenen Geschenke des Schöpfers auszubeuten: Du hast Dich dem Müssiggange, dem Trunke ergeben, und in der Trunkenheit einen Deiner besten Freunde verrathen."

„Zu Hülfe!" rief Caderousse, „ich bedarf keines Priesters, sondern eines Arztes; vielleicht bin ich nicht tödtlich verwundet, vielleicht werde ich noch nicht sterben, vielleicht kann man mich retten!"

„Du bist so gewiß tödtlich verwundet, daß Du ohne die drei Tropfen, die ich Dir so eben erst gab, bereits verschieden wärest. Höre also!"

Ah!" murmelte Caderousse, „Sie benehmen sich sonderbar als Priester, da Sie die Sterbenden zur Verzweiflung bringen, anstatt sie zu trösten."

„Höre," fuhr der Abbé fort: „als Du Deinen Freund verrathen hattest, begann Gott, nicht Dich zu strafen, sondern Dich zu warnen; Du geriethest in Elend, und fühltest Hunger; Du hattest die Hälfte Deines Lebens damit zugebracht, zu beneiden, und konntest sie auf das Erwerben verwenden, und dachtest schon an das -brechen, indem Du Dich vor Dir selbst mit der Noth-

wendigkeit rechtfertigtest, als Gott ein Wunder für Dich wirkte, als Gott durch meine Hände in Deinem Elende ein Vermögen Dir sendete, ein glänzendes für Dich Unglücklichen, der Du nie etwas besaßest. Aber dieses unerwartete, unverhoffte, unerhörte Vermögen, genügt Dir von dem Momente an nicht mehr, da Du im Besitze desselben bist; Du willst es verdoppeln: durch welches Mittel? Durch einen Mord. Du verdoppelst es, und nun entreißt es Dir Gott, indem er Dich der menschlichen Gerechtigkeit überliefert."

„Nicht ich wollte den Juden tödten," sagte Caderousse, „sondern Carconte."

„Ja," entgegnete Monte-Christo. „Daher hatte Gott, ich will nicht sagen: der dießmal gerechte, denn seine Gerechtigkeit würde Dich getödtet haben, aber der immer barmherzige Gott, zugelassen, daß Deine Richter von Deinen Worten gerührt wurden, und Dir das Leben ließen."

„Pardieu, um mich lebenslänglich auf die Galeeren zu schicken; eine saubere Gnade!"

„Dennoch, Elender! hieltest Du diese Gnade, als sie Dir gewährt wurde, für eine Gnade; Dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, hüpfte vor Freude bei Ankündigung einer ewigen Schande; denn Du sagtest bei Dir, wie alle Galeerensclaven: Im Bagno ist eine Thüre, das Grab hat keine. Und Du hattest Recht: denn diese Thüre des Bagno that sich auf eine unverhoffte Weise für Dich auf: ein Engländer besucht Toulon, der das Gelübde gethan, zwei Menschen von der Schande zu befreien; seine Wahl fällt auf Dich und

Deinen Gefährten; ein zweites Glück schwebt für Dich vom Himmel herab, denn Du findest Geld und zugleich Ruhe wieder; Du kannst das Leben aller Menschen wieder beginnen, Du, der Du zum Leben der Galeerensclaven verurtheilt warest; nun, Elender, schickest Du Dich an, Gott zum drittenmale zu versuchen. Ich habe nicht genug, sagtest Du, da Du doch mehr hattest, als Du jemals besaßest, und Du begehest ein drittes Verbrechen, ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gottes Barmherzigkeit war erschöpft, Gott hat Dich gestraft."

Caderousse wurde sichtbar schwächer. „Zu trinken!" sagte er; mich dürstet . . . ich brenne!"

Monte-Christo gab ihm ein Glas Wasser.

„Der Bösewicht Benedetto wird doch entkommen," äußerte Caderousse, das Glas zurückgebend.

„Niemand wird entkommen, ich sage Dir's, Caderousse . . . Benedetto wird bestraft werden!"

„Dann werden auch Sie bestraft werden, auch Sie," erwiederte Caderousse, „denn Sie haben Ihre Pflicht als Priester nicht gethan . . . Sie hätten Benedetto verhindern sollen, mich zu ermorden."

„Ich!" versetzte der Graf mit einem Lächeln, bei dem der Sterbende vor Schrecken erstarrte, „ich sollte Benedetto verhindern, Dich zu tödten, da Du doch Dein Messer an dem Panzerwammse zerbrachest, das meine Brust bedeckte! . . . Ja, vielleicht würde ich, hätte ich Dich demüthig und bereuend gefunden, Benedetto verhindert haben, Dich zu tödten; aber ich fand Dich hochmüthig und blutdürstig, und ließ den Willen Gottes zum Vollzuge kommen!"

„Ich glaube nicht an Gott!“ stöhnte Caderousse, „Du glaubst eben so wenig daran . . . Du lügst . . . Du lügst! . . .“

„Schweig,“ sagte der Abbé, „sonst pressest Du die letzten Blutstropfen aus Deinem Leibe . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und stirbst von der Hand Gottes getroffen! . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und doch hat Gott, der nur eine Bitte, nur ein Wort, nur eine Thräne verlangt, um zu verzeihen . . . der den Dolch des Mörders so lenken konnte, daß Du auf der Stelle verschiedest . . . Dir eine Viertelstunde gegeben, um zu bereuen . . . Gehe also in Dich, Unglücklicher, und bereue!“

„Nein,“ erwiederte Caderousse, „nein, ich bereue nicht; es giebt keinen Gott, es giebt keine Vorsehung, es giebt nur den Zufall.“

„Es giebt eine Vorsehung, es giebt einen Gott,“ versetzte Monte-Christo, „und der Beweis davon ist, daß Du verzweifelnd, Gott verleugnend da liegst, und ich reich, glücklich, frisch und gesund vor Dir stehe, und die Hände zu jenem Gotte faltend, an den Du nicht zu glauben versuchest, und an den Du doch im Grunde Deines Herzens glaubst.“

„Aber wer sind Sie denn?“ fragte Caderousse, seine brechenden Augen auf den Grafen heftend.

„Schau mich wohl an!“ antwortete Monte-Christo, indem er die Kerze nahm, und sie seinem Gesichte näherte.

„Nun denn, der Abbé . . . der Abbé Busoni . . .“

Monte-Christo hob die Perrücke weg, die ihn entstellte, und ließ die schönen schwarzen Haare herabwallen, die sein blasses Gesicht so harmonisch umrahmten.

„O!“ sagte Caderousse erschrocken, „wären diese schwarzen Haare nicht, so würde ich sagen, daß Sie der Engländer sind, ich würde sagen, daß Sie Lord Wilmore sind.“

„Ich bin weder der Abbé Bousoni noch Lord Wilmore,“ erwiederte Monte-Christo; „schau besser, schau mehr in die Ferne, schau zu Deinen ersten Erinnerungen zurück.“

In diesen Worten des Grafen lag eine magnetische Schwingung, durch welche die erschöpften Sinne des Elenden zum letztenmale belebt wurden. „O!“ sagte er, „es dünkt mir wirklich, daß ich Sie ehedem gesehen, daß ich Sie gekannt habe.“

„Ja, Caderousse, ja, Du hast mich gesehen, Du hast mich gekannt.“

„Doch wer sind Sie denn, und warum lassen Sie mich sterben, wenn Sie mich gesehen, wenn Sie mich gekannt haben?“

„Weil nichts Dich retten kann, Caderousse, weil Deine Wunden tödtlich sind. Hättest Du gerettet werden können, so würde ich hierin eine letzte Barmherzigkeit Gottes gesehen, und wieder versucht haben, ich schwöre es Dir bei dem Grabe meines Vaters, Dich dem Leben und der Reue zurückzugeben.“

„Bei dem Grabe Deines Vaters!“ sagte Caderousse, durch einen letzten Funken neubeseelt, und sich erhebend, um den Mann näher zu betrachten, der ihm diesen allen Menschen heiligen Eid geleistet hatte: „Nun, wer bist Du denn?“

Der Graf hatte nicht aufgehört, die Fortschritte des Todeskampfes zu beobachten. Er sah ein, daß dieser

Aufschwung des Lebens der letzte sey, näherte sich dem Sterbenden, und schaute ihn mit einem ruhigen und zugleich traurigen Blicke an. „Ich bin…“ flüsterte er ihm in's Ohr, „ich bin…“

Und über seine kaum geöffneten Lippen glitt ein so leise ausgesprochener Name, als ob der Graf selbst ihn zu hören fürchtete. Caderousse, der sich auf seine Knie erhoben hatte, streckte die Arme aus, machte eine Anstrengung, um zurückzuweichen, faltete dann die Hände, hob sie mit äusserster Mühe empor, und rief: „O! mein Gott! mein Gott! verzeihe mir, daß ich Dich verläugnete; Du existirest wohl, Du bist wohl der Vater der Menschen im Himmel und der Richter der Menschen auf Erden. Mein Gott und Herr, ich habe Dich lange verkannt! Mein Gott und Herr, verzeihe mir! Mein Gott und Herr, nimm mich auf!“

Und die Augen schließend sank Caderousse mit einem letzten Schreie und mit einem letzten Seufzer rückwärts nieder. Das Blut stockte alsogleich an den Rändern seiner breiten Wunden. Er war todt.

„Einer!“ sagte geheimnißvoll der Graf, die Augen auf den durch diesen schrecklichen Tod bereits entstellten Leichnam heftend. Zehn Minuten nachher kamen der Arzt und der Staatsanwalt, der Eine vom Portier, der Andere von Ali gebracht, und wurden vom Abbé Bousoni empfangen, der bei dem Todten betete.

Beauchamp.

Vierzehn Tage lang war in Paris nur von diesem, bei dem Grafen so verwegen gewagten Diebstahlsversuche die Rede: der Sterbende hatte eine Erklärung unterzeichnet, welche Benedetto als seinen Mörder bezeichnete. Die Polizei wurde aufgefordert, durch alle ihre Agenten dem Mörder thätig nachspüren zu lassen. Das Messer von Caderousse, die Blendlaterne, der Bund Schlüssel und die Kleider, mit Ausnahme des Gilet, das man nicht wieder finden konnte, wurden bei dem Gerichte hinterlegt, der Leichnam in die Leichenschaustätte getragen. Der Graf erzählte Jedermann, daß dieses Abenteuer sich ereignet habe, während er in seinem Hause zu Auteuil war, und er folglich mehr nicht davon wisse, als was ihm der Abbé Bousoni mittheilte, der an diesem Abende... ein höchst sonderbarer Zufall... ihn um die Erlaubniß gebeten, die Nacht daselbst zuzubringen, um in einigen seltenen Büchern, die seine Bibliothek enthalte, Nachforschungen anzustellen. Nur Bertuccio erblaßte, so oft der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde; aber Niemand hatte einen Grund, die Bläffe von Bertuccio zu beachten.

Villefort, zur Constatirung des Verbrechens berufen, hatte die Angelegenheit reclamirt, und führte die Instruction mit jenem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er alle Criminalfälle verhandelte, bei denen er das Wort nehmen mußte. Aber schon waren drei Wochen verstrichen, ohne daß die thätigsten Nachforschungen irgend

einen Erfolg veranlaßt hätten, und man begann in der Gesellschaft den bei dem Grafen unternommenen Diebstahlsversuch, und die Ermordung des Diebes durch seinen Mitschuldigen zu vergessen, um sich mit der baldigen Vermählung des Fräuleins Danglars mit dem Grafen Andrea Cavalcanti zu beschäftigen. Diese Heirath war so viel als erklärt, und der junge Mann wurde vom Banquier unter dem Titel eines Verlobten empfangen. Man hatte dem Herrn Cavalcanti dem Vater geschrieben, der die Heirath sehr billigte, und mit dem Ausdrucke des innigsten Bedauerns, daß sein Dienst ihn durchaus verhindere, Parma zu verlassen, wo er sich befinde, seine Bewilligung erklärte, das Capital von einmalhundertfünfzigtausend Livres Renten zu geben. Man war übereingekommen, die drei Millionen bei Danglars anzulegen, der sie rentirlich machen sollte; zwar hatten einige Personen versucht, dem jungen Manne Zweifel an der Solidität der Lage seines künftigen Schwiegervaters beizubringen, der seit einiger Zeit wiederholte Verluste an der Börse erlitt; aber der junge Mann wies mit Uneigennützigkeit und erhabenem Vertrauen alle diese nichtigen Bemerkungen von sich, und war so zartfühlend, dem Barone kein einziges Wort davon zu sagen. Daher verehrte der Baron den Grafen Andrea Cavalcanti in hohem Grade. Dieß war bei dem Fräulein Eugenie Danglars nicht der Fall. Mit ihrem instinktmäßigen Hasse gegen das Heirathen, hatte sie Andrea den Zutritt als ein Mittel vergönnt, Morcerf zu entfernen; aber nun, da Andrea sich allzusehr näherte, begann sie einen sichtbaren Widerwillen gegen Andrea zu hegen. Vielleicht bemerkte

dieß der Baron; da er aber diesen Widerwillen nur einer Laune beimessen konnte, stellte er sich, als ob er nichts bemerke.

Inzwischen war der von Beauchamp verlangte Aufschub beinahe verstrichen. Uebrigens hatte Morcerf den Werth von Monte-Christo's Rathe würdigen können, als dieser ihm sagte, er solle die Sache von selbst verrauchen lassen; Niemand hatte den Artikel in Bezug auf den General beachtet, und Niemand war auf den Einfall gerathen, in dem Offiziere, der die Schlösser von Janina übergab, den edlen Grafen zu erkennen, welcher in der Kammer der Pairs saß. Albert hielt sich deßhalb nicht für minder beschimpft, denn die Absicht, zu beleidigen, lag ganz gewiß in den wenigen Zeilen, die ihn verletzten. Zudem ließ die Art, auf welche Beauchamp die Conferenz beendigte, eine bittere Erinnerung in seinem Herzen zurück. Er nährte also in seinem Geiste mit besonderer Vorliebe den Gedanken an dieses Duell, dessen wahre Ursache er, wollte Beauchamp dazu mitwirken, selbst seinen Secundanten zu verhehlen hoffte. Beauchamp hatte man seit dem Tage nicht mehr gesehen, an welchem Albert ihn besuchte, und man antwortete Allen, die nach ihm fragten, daß er auf einige Tage verreiset sey. Wo er sey, wußte Niemand zu sagen. Eines Morgens wurde Albert von seinem Kammerdiener geweckt, der ihm Beauchamp meldete. Albert rieb sich die Augen, befahl, daß man Beauchamp im kleinen Rauchsalon des Erdgeschosses warten lasse, kleidete sich schnell an, und ging hinab. Er fand Beauchamp auf- und abgehend; als Beauchamp ihn erblickte, blieb er stehen.

„Das Verfahren, welches Sie einhalten, indem Sie gleich selbst zu mir kommen, und ohne den Besuch zu erwarten, den ich Ihnen heute machen wollte, scheint mir ein gutes Anzeichen, mein Herr," sagte Albert; „nun, sprechen Sie schnell, muß ich Ihnen mit den Worten die Hand reichen: „„Beauchamp, gestehen Sie ein Unrecht, und erhalten Sie mir einen Freund?"" oder muß ich Sie ganz einfach fragen: „„Welche Waffen haben Sie gewählt?"

„Albert," erwiederte Beauchamp mit einer Traurigkeit, die den jungen Mann mit Bestürzung erfüllte, „setzen wir uns vorerst, und sprechen wir miteinander."

„Mir dünkt aber im Gegentheile, mein Herr, daß Sie mir antworten sollten, bevor wir uns setzen?"

„Albert," versetzte der Journalist, „es giebt Fälle, in denen die Schwierigkeit gerade in der Antwort liegt."

„Ich will sie Ihnen leicht machen, mein Herr, indem ich Ihnen die Frage wiederhole: Wollen Sie widerrufen, ja, oder nein?"

„Morcerf, man begnügt sich nicht, mit einem Ja oder Nein auf Fragen zu antworten, welche die Ehre, die sociale Stellung, das Leben eines Mannes betreffen, wie der Herr Generallieutenant Graf von Morcerf, Pair von Frankreich."

„Was thut man sonst?"

„Man thut, was ich that, Albert; man sagt: Am Gelde, an der Zeit und an der Mühe ist nichts gelegen, wenn es sich um den Ruf und um die Interessen einer ganzen Familie handelt; man sagt: Wahrscheinlichkeiten sind nicht hinreichend, man muß Gewißheit

haben, um ein Duell auf Leben und Tod mit einem Freunde anzunehmen; man sagt: Wenn ich den Degen mit einem Manne kreuze, oder eine Pistole auf ihn abfeuere, dem ich drei Jahre lang die Hand drückte, so muß ich wenigstens wissen, warum ich so etwas thue, damit ich auf dem Kampfplatze mit ruhigem Herzen und reinem Gewissen erscheine, wie sie der Mann braucht, wenn sein Arm sein Leben retten muß."

„Wohlan, wohlan," fragte Morcerf ungeduldig, „was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß ich von Janina komme."

„Von Janina? Sie!"

„Ja, ich."

„Unmöglich!"

„Mein lieber Albert, sehen Sie hier meinen Paß; sehen Sie die Visa: Genua, Mailand, Venedig, Triest, Delvino, Janina. Schenken Sie der Bestätigung einer Republik, eines Königreiches und eines Kaiserthumes Glauben?"

Albert schaute auf den Paß, und schlug dann die Augen wieder erstaunt zu Beauchamp auf. „Sie sind in Janina gewesen?" sagte er.

„Albert, Sie begreifen, daß ich, wären Sie ein Fremder, ein Unbekannter, bloß ein Lord, wie jener Engländer, der vor drei bis vier Monaten zu mir kam, um mich zur Rede zu stellen, und den ich tödtete, um ihn mir vom Halse zu schaffen, eine solche Mühe mir nicht gegeben hätte; aber ich glaubte, Ihnen diesen Beweis von Hochachtung schuldig zu seyn. Ich verwendete acht

Tage auf die Hinreise, acht Tage auf die Rückkehr, ferner vier Tage auf die Quaranteine, und achtundvierzig Stunden auf den Aufenthalt; dieß füllt wohl meine drei Wochen aus. Heute Nacht kam ich an, und da bin ich.“

„Mein Gott, mein Gott! welche Weitläufigkeiten, Beauchamp, und wie zögern Sie, mir das zu sagen, was ich von Ihnen erwarte!“

„Dieß geschieht, weil in Wahrheit, Albert ...“

„Man sollte meinen, daß Sie unschlüssig sind.“

„Ja, ich fürchte mich.“

„Sie fürchten sich, zu gestehen, daß Ihr Correspondent Sie getäuscht hat? O! keine Eigenliebe, Beauchamp; gestehen Sie, Beauchamp, Ihr Muth kann nicht bezweifelt werden.“

„O! dieß ist's nicht,“ murmelte der Journalist; „im Gegentheile ...“

Albert erblaßte furchtbar; er versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen.

„Mein Freund,“ fuhr Beauchamp mit dem liebevollsten Tone fort, „glauben Sie ja, daß ich mich glücklich fühlen würde, mich bei Ihnen zu entschuldigen, und daß ich herzlich gerne mich entschuldigen wollte; aber, ach! ...“

„Was denn?“

„Der Artikel hatte Recht, mein Freund.“

„Wie! Jener französische Offizier ...“

„Ja.“

„Jener Fernand?“

„Ja."

„Jener Verräther, welcher die Schlösser des Mannes übergab, in dessen Diensten er war . . ."

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das sage, was ich Ihnen sage, mein Freund; jener Mann . . . ist Ihr Vater!"

Albert machte eine wüthende Bewegung, um auf Beauchamp zu stürzen; dieser aber hielt ihn mehr noch mit einem sanften Blicke, als mit seiner ausgestreckten Hand zurück. „Sehen Sie, mein Freund," sagte er, ein Papier aus seiner Tasche ziehend, „hier ist der Beweis."

Albert öffnete das Papier; es war ein Zeugniß von vier angesehenen Einwohnern von Janina, welche bestätigten, daß der Oberst Fernand Mondego, *Oberst*-Exerciermeister in Diensten des Vezirs Ali-Tebelin, das Schloß von Janina für zweitausend Beutel *) übergeben habe. Die Unterschriften waren vom Consul beglaubiget. Albert wankte, und sank vernichtet in einen Lehnstuhl. Dießmal ließ sich nicht mehr daran zweifeln; der Familienname war deutlich darin ausgeschrieben. Daher schwoll sein Herz nach einer Pause stummen und schmerzlichen Schweigens, die Adern seines Halses dehnten sich aus, und ein Strom von Thränen stürzte aus

---

*) Beutel bezeichnet bei den Türken die Summe von 250 Kronenthalern, und heißt so, weil alle Gold- und Silbermünzen, die in den Schatz des Serails fließen, in lederne Beutel gethan werden, von denen einer nie mehr als 500 Thaler enthält.

D. Ueb.

seinen Augen. Beauchamp, der den jungen Mann mit innigem Mitleiden angeschaut hatte, gab einer heftigen Anwandlung von Schmerz nach, und näherte sich ihm. „Albert," sagte er zu ihm, „Sie verstehen mich nun, nicht wahr? Ich wollte Alles selbst sehen, Alles selbst beurtheilen, in der Hoffnung, die Erklärung würde für Ihren Vater günstig ausfallen, und ich könnte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die eingeholten Aufschlüsse bestätigen vielmehr, daß dieser Offizier-Exerciermeister, dieser Fernand Mondego, von Ali Pascha zum Range eines Generalgouverneurs erhoben, kein Anderer ist, als der Graf Fernand von Morcerf; dann bin ich zurückgekehrt, der Ehre eingedenk, die Sie mir erwiesen, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen, und zu Ihnen geeilt."

Albert, noch immer auf seinen Lehnstuhl hingestreckt, hielt seine beiden Hände vor die Augen, wie um das Tageslicht zu hindern, zu ihm zu gelangen.

„Ich eilte zu Ihnen," fuhr Beauchamp fort, „um Ihnen zu sagen: Albert, die Fehler unserer Väter in diesen Actions- und Reactionszeiten, können die Kinder nicht treffen. Albert, sehr Wenige sind aus diesen Revolutionen hervorgegangen, inmitten welcher wir geboren wurden, ohne daß nicht irgend ein Schmutz- oder Blutflecken ihre Soldatenuniform oder ihr Richteramtskleid besudelte. Albert, jetzt, da ich alle Beweise habe, jetzt, da ich Herr Ihres Geheimnisses bin, kann mich Niemand auf der Welt zu einem Duelle zwingen, das Ihnen, dessen bin ich gewiß, Ihr Gewissen als ein Verbrechen vorwerfen würde; aber was Sie von mir nicht mehr

fordern können, will ich Ihnen anbieten. Wollen Sie, daß diese Beweise, diese Offenbarungen, diese Zeugnisse, die ich allein besitze, verschwinden? Wollen Sie, daß dieses entsetzliche Geheimniß unter uns bleibe? Meinem Ehrenworte anvertraut, wird es nie über meine Lippen kommen; sprechen Sie, wollen Sie es, Albert? Sprechen Sie, wollen Sie es, mein Freund?"

Albert fiel Beauchamp um den Hals. „Ah! Edles Herz!" rief er aus.

„Hier," sagte Beauchamp, indem er Albert die Papiere reichte. Albert faßte sie mit convulsivischer Hand, drückte sie zusammen, zerknitterte sie, wollte sie zerreissen, aber aus Furcht, es könnte das kleinste, vom Winde fortgewehte Stückchen dereinst zu seinem Unheile zurückkommen, ging er zu der wegen der Cigarren fortwährend brennenden Kerze, und ließ sie völlig von der Flamme verzehren. „Lieber Freund, vortrefflicher Freund!" murmelte Albert, während er die Papiere verbrannte.

„Möge all das vergessen werden, wie ein böser Traum," äußerte Beauchamp, „verlöschen wie diese letzten Funken, die auf dem geschwärzten Papiere gaukeln, vergehen, wie dieser letzte Rauch, der aus dieser stummen Asche aufwirbelt!'

„Ja, ja," versetzte Albert, „und nur die ewige Freundschaft bleibe davon übrig, die ich meinem Retter weihe, eine Freundschaft, die meine Kinder auf die Ihrigen übertragen werden, eine Freundschaft die mich immer erinnern wird, daß ich das Blut in meinen Adern, das Leben in meinem Leibe, die Ehre meines Namens, Ihnen verdanke; denn wäre etwas

Solches bekannt geworden, o Beauchamp, ich versichere Ihnen, ich würde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, oder nein, arme Mutter! denn ich hätte sie nicht mit dem nämlichen Schusse tödten wollen, durch den ich vom Leben schiede."

„Lieber Albert," erwiederte Beauchamp.

Aber bald wich diese unvermuthete, und so zu sagen erkünstelte Freude, von dem jungen Manne, und er versank in eine noch tiefere Traurigkeit.

„Nun denn," fragte Beauchamp, „was fehlt wieder, mein Freund?"

„Was fehlt?" versetzte Albert; „daß mir zu Muthe ist, als sey mein Herz gebrochen. Hören Sie Beauchamp, man trennt sich nicht so in einer Secunde von jener Ehrerbietung, von jenem Vertrauen, und von jenem Stolze, den einem Sohne der fleckenlose Ruf seines Vaters einflößt. O! Beauchamp, Beauchamp! wie werde ich jetzt dem meinigen mich nähern? Werde ich sofort meine Stirne zurückziehen, wenn er seine Lippen gegen sie neigt, meine Hand, welcher er seine Hand reicht?... Sehen Sie, Beauchamp, ich bin ein sehr unglücklicher Mann. Ah! meine Mutter, meine arme Mutter," sagte Albert, mit in Thränen schwimmenden Augen das Porträt seiner Mutter anschauend, „wenn Sie dieß wußten, wie sehr mochten Sie gelitten haben!"

„Muth, Freund!" erwiederte Beauchamp, seine beiden Hände fassend.

„Aber von wem kam jener erste, in Ihr Journal eingerückte Artikel?" rief Albert aus; „es steckt hinter allem dem ein unbekannter Haß, ein unsichtbarer Feind."

„Wohlan," sagte Beauchamp, „ein Grund mehr. Muth, Albert; keine Spuren von Rührung in Ihrem Gesichte; tragen Sie diesen Schmerz in Ihrem Innern, wie die Wolke das Verderben und den Tod in sich trägt, ein verhängnißvolles Geheimniß, das man erst in dem Augenblicke begreift, da der Sturm losbricht. Bewahren Sie Ihre Kräfte für den Moment des Losbrechens."

„O! Sie glauben also, daß wir noch nicht am Ziele sind?" fragte Albert erschrocken.

„Ich glaube nichts, mein Freund, aber es ist denn doch Alles möglich. Apropos..."

„Was?" fragte Albert, als er sah, daß Beauchamp zögerte.

„Bleibt es noch immer dabei, daß Sie das Fräulein Danglars heirathen?"

„In welcher Absicht fragen Sie mich darum in einem solchen Momente, Beauchamp?"

„Weil nach meiner Ansicht der Bruch oder der Vollzug dieser Heirath sich an den Gegenstand knüpft, der uns in diesem Augenblicke beschäftiget."

„Wie!" sagte Albert, dessen Stirne sich entflammte, „Sie glauben, daß Herr Danglars..."

„Ich frage Sie bloß, wie es mit Ihrer Heirath steht? Was Teufels! sehen Sie in meinen Worten nichts Anderes, als was ich hineinlegen will, und messen Sie ihnen keine größere Wichtigkeit bei, als sie haben."

„Nein," antwortete Albert, „die Heirath hat sich zerschlagen."

„Gut," äußerte Beauchamp. Als er dann sah, daß der junge Mann wieder in seine Melancholie versinken

wollte, sagte er zu ihm: „Albert, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so gehen wir aus; ein Ausflug in den Wald, im Phaeton oder zu Pferde, wird Sie zerstreuen, dann wollen wir nach unserer Rückkehr irgendwo frühstücken, und Jeder von uns wird an seine Geschäfte gehen."

„Gerne," versetzte Albert, „aber gehen wir zu Fuße aus; es dünkt mir, daß eine kleine Anstrengung mir gut thun möchte."

„Meinetwegen," erwiederte Beauchamp.

Und die beiden Freunde gingen zu Fuße aus, den Boulevard entlang. Bei dem Boulevard de la Madeleine angekommen, sagte Beauchamp: „Da wir gerade des Weges sind, so besuchen wir ein wenig Herrn von Monte-Christo, er wird uns zerstreuen; er ist darin ein bewunderswürdiger Mann, die Gemüther aufzuheitern, da er niemals fragt; nun aber sind, nach meiner Ansicht, jene Leute, die nicht fragen, die besten Tröster."

„Meinetwegen," erwiederte Albert, „gehen wir zu ihm, ich liebe ihn.

Die Reise.

Monte-Christo stieß einen Freudenschrei aus, als er die beiden jungen Leute beisammen sah. „Ah! Ah!" sagte er. „Wohlan, ich hoffe, daß Alles beendiget, aufgeklärt, geordnet ist?"

„Ja," erwiederte Beauchamp. „Abgeschmackte Gerüchte, die von selbst zerfielen, und jetzt, sollten sie sich

erneuern, in mir ihren ersten Widersacher fänden. Sprechen wir also nicht mehr davon."

„Albert wird Ihnen sagen," äußerte der Graf, „daß dieß der Rath ist, den ich ihm gab. Sie sehen mich übrigens," fügte er bei, „den abscheulichsten Morgen beschließen, den ich jemals verlebte, glaub' ich."

„Was thun Sie?" fragte Albert; „Sie ordnen Ihre Papiere, scheint mir?"

„Meine Papiere, Gott sey Dank, nicht! In meinen Papieren herrscht immer eine wunderbare Ordnung, da ich keine Papiere habe; wohl aber die Papiere des Herrn Cavalcanti."

„Des Herrn Cavalcanti?" fragte Beauchamp.

„Ei ja, wissen Sie nicht, daß dieß ein junger Mann ist, den der Graf protegirt?" bemerkte Morcerf.

„Nein, verständigen wir uns wohl," entgegnete Monte-Christo; „ich protegire Niemand, und den Herrn Cavalcanti weniger, als jeden Andern."

„Und der statt meiner das Fräulein Danglars heirathen wird, was mich," fuhr Albert fort, indem er zu lächeln versuchte, „wie Sie wohl vermuthen können, mein lieber Beauchamp, schrecklich angreift."

„Wie! Cavalcanti heirathet das Fräulein Danglars?" fragte Beauchamp.

„Ah! kommen Sie denn vom Ende der Welt?" fragte Monte-Christo; „Sie ein Journalist, der Busenfreund des Rufes! Ganz Paris spricht nur von dem."

„Haben Sie diese Heirath zu Stande gebracht, Graf?" fragte Beauchamp.

„Ich? O! stille, Herr Neuigkeitskrämer, sprechen

Sie nicht solche Dinge; ich! guter Gott! ich soll eine Heirath zu Stande bringen! Nein, Sie kennen mich nicht; ich habe mich vielmehr aus allen Kräften dagegen gesträubt, ich habe es abgelehnt, um sie anzuhalten."

„Ah! ich begreife," sagte Beauchamp, „wegen unsers Freundes Albert?"

„Wegen meiner?" versetzte der junge Mann; „o nein, meiner Treue! Der Graf wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bezeugen, daß ich im Gegentheile ihn immer bat, dieses Projekt zu hintertreiben, das zum Glücke hintertrieben ist. Der Graf behauptet, daß nicht ihm mein Dank gebühre; meinetwegen, ich werde, wie die Alten, **Deo ignoto** *) einen Altar errichten."

„Hören Sie," sagte Monte-Christo, „ich bin's so wenig, dem dieser Dank gebührt, daß ich mit dem Schwiegervater und mit dem jungen Manne gespannt bin; nur das Fräulein Eugenie scheint mir keinen besondern Beruf zum Ehestande zu haben, da sie, als sie sah, wie wenig ich geneigt sey, sie zum Verzichte auf die theuere Freiheit zu bewegen, mir ihre Gewogenheit bewahrt hat."

„Und Sie sagen, daß diese Heirath ihrem Vollzuge nahe sey?"

„O! mein Gott! ja, ungeachtet alles dessen, was ich sagen mochte. Ich kenne den jungen Mann nicht; man behauptet, er sey reich und von guter Familie; aber für mich sind solche Aeusserungen einfache man sagt. All das wiederholte ich Herrn Danglars zur Genüge; allein er ist auf seinem Lukkesen erpicht. Ich theilte

*) „Dem unbekannten Gotte." D. Ü.

ihm sogar einen Umstand mit, der für mich einer der wichtigsten ist: der junge Mann ist bei der Amme ausgewechselt, durch Zigeuner entführt, oder durch seinen Hofmeister bei Seite geschafft worden; ich weiß es eben nicht so genau. Aber so viel weiß ich, daß sein Vater ihn länger als zehn Jahre aus den Augen verlor; was er während dieser zehn Jahre eines unstäten Lebens that, weiß nur Gott. Nun denn, all das machte keinen Eindruck. Man beauftragte mich, an den Major zu schreiben, und Papiere zu verlangen; hier sind diese Papiere. Ich schicke sie ihnen, aber indem ich mir die Hände wasche, wie Pilatus."

„Und was für ein Gesicht macht Ihnen das Fräulein von Armilly," fragte Beauchamp, „dem Sie ihren Zögling entführen?"

„Ei, ich weiß es nicht sehr genau; aber es scheint, daß sie nach Italien reiset. Madame Danglars sprach mit mir von ihr, und ersuchte mich um Empfehlungsbriefe an die Theaterunternehmer; ich gab ihr einige Zeilen an den Director des Theaters Valle, der mir einige Verbindlichkeiten schuldet. Doch was fehlt Ihnen denn, Albert? Sie sehen ja ganz betrübt aus; sind Sie etwa, ohne es zu vermuthen, in das Fräulein Danglars verliebt?"

„Ich weiß nichts davon," antwortete Albert traurig lächelnd.

Beauchamp begann die Gemälde anzuschauen.

„Sie sind denn doch nicht in Ihrem gewöhnlichen Zustande," fuhr Monte-Christo fort. „Nun, was fehlt Ihnen? Sprechen Sie!"

„Ich habe die Migräne,“ antwortete Albert.

„Wohlan, mein lieber Vicomte,“ erwiederte Monte-Christo, „in diesem Falle kann ich Ihnen ein unfehlbares Mittel vorschlagen, ein Mittel, das mir immer half, so oft mir irgend etwas in die Quere kam.“

„Was für ein Mittel?“ fragte der junge Mann.

„Die Ortsveränderung.“

„Wahrhaftig?“ äußerte Albert.

„Ja, und da ich in diesem Augenblicke äusserst verstimmt bin, so begebe ich mich an einen andern Ort. Wollen Sie, daß wir uns miteinander an einen andern Ort begeben?“

„Sie sind verstimmt, Graf!“ sagte Beauchamp; „und worüber denn?“

„Pardieu! Sie haben leicht reden; ich möchte Sie wohl sehen mit einer gerichtlichen Untersuchung in Ihrem Hause!“

„Eine gerichtliche Untersuchung! Was für eine gerichtliche Untersuchung?“

„Ei, jene, welche Herr von Villefort gegen meinen liebenswürdigen Mörder einleitet, eine Art von Räuber, der, wie es scheint, dem Bagno entsprang.“

„Ah! richtig,“ äußerte Beauchamp, „ich las den Vorfall in den Journalen. Wer ist denn dieser Caderousse?“

„Nun denn . . . er scheint ein Provenzale zu seyn. Herr von Villefort hörte von ihm sprechen, da er in Marseille war, und Madame Danglars erinnert sich, ihn gesehen zu haben. Daraus geht hervor, daß der

Herr Staatsanwalt sich die Sache sehr angelegen seyn läßt, daß sie dem Anscheine nach den Polizeipräfekten im höchsten Grade interessirte, und daß man mir, Dank diesem Interesse, für welches ich außerordentlich dankbar bin, seit vierzehn Tagen alle Banditen schickt, die man in Paris und im Weichbilde auftreiben kann, unter dem Vorwande, daß sie die Mörder des Herrn Caderousse sind; natürlich wird es, wenn dieß so fortgeht, in drei Monaten keinen Dieb und keinen Mörder mehr in diesem schönen Königreiche Frankreich geben, der nicht den Plan meines Hauses auf's Genaueste kennt; ich beschließe daher, es ihnen ganz zu überlassen, und so weit von dannen zu gehen, als die Erde mich wird tragen können. Kommen Sie mit mir, Vicomte, ich nehme Sie mit."

„Gerne."

„Es bleibt also dabei?"

„Ja, aber wohin?"

„Ich sagte es Ihnen, wo die Luft rein ist, wo das Geräusch verstummt, wo man sich, wie stolz man auch seyn mag, demüthig fühlt, und klein findet. Ich liebe diese Erniedrigung, ich, den man den Gebieter des Weltalles nennt, wie Augustus."

„Aber wohin gehen Sie denn?"

„An's Meer, Vicomte, an's Meer. Ich bin ein Seemann, sehen Sie; schon als Kind wurde ich auf den Armen des alten Ocean und auf dem Schooße der schönen Amphitrite gewiegt; ich spielte mit dem grünen Mantel des Einen, und mit dem lasurblauen Kleide der Andern; ich liebe das Meer, wie man ein Liebchen liebt,

und wenn ich es lange Zeit nicht gesehen habe, langweile ich mich nach ihm."

„Gehen wir, Graf, gehen wir!"

„An's Meer?"

„Ja."

„Sie nehmen meinen Vorschlag an?"

„Ich nehme ihn an."

„Wohlan, Vicomte, heute Abend wird eine bequeme Reisebriska in meinem Hofe stehen, worin man sich ausstrecken kann, wie in seinem Bette; diese Briska wird mit vier Postpferden bespannt seyn. Herr Beauchamp, vier haben leicht darin Platz. Wollen Sie unser Reisegefährte seyn, ich nehme Sie mit?"

„Ich danke, ich komme vom Meere."

„Wie! Sie kommen vom Meere?"

„Ja, so ziemlich. Ich habe einen kleinen Ausflug nach den Borromäischen Inseln gemacht."

„Gleichviel! Reisen Sie immerhin mit!" sagte Albert.

„Nein, lieber Morcerf; ich versichere Ihnen, daß wenn ich ablehne, es nur deßhalb geschieht, weil die Sache unmöglich ist: Zudem," fügte er mit leiserer Stimme bei, „ist viel daran gelegen, daß ich in Paris bleibe, wär's auch nur, um den Einlauf des Journals zu überwachen."

„Ah! Sie sind ein guter und vortrefflicher Freund," entgegnete Albert; „ja, Sie haben Recht, wachen Sie, überwachen Sie, Beauchamp, und suchen Sie, den Feind zu entdecken, der diese Sache veröffentlichte."

Albert und Beauchamp schieden; ihr letzter Hand-

druck enthielt Alles, was ihre Lippen in Gegenwart eines Fremden nicht ausdrücken konnten.

„Dieser Beauchamp ist ein vortrefflicher junger Mann!" äußerte Monte-Christo, als der Journalist fortgegangen war; „nicht wahr, Albert?"

„Ja, ja, ein Mann von edlem Herzen, ich stehe Ihnen gut dafür; daher liebe ich ihn von ganzer Seele. Doch da wir nun allein sind, und obwohl es mir nahezu gleich ist: wohin gehen wir?"

„In die Normandie, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Vortrefflich. Wir sind völlig auf dem Lande, nicht wahr? Keine Gesellschaft, keine Nachbaren?"

„Wir sind von Rennpferden, Jagdhunden und einer Fischerbarke umgeben; das ist Alles."

„Mehr brauche ich nicht; ich setze meine Mutter in Kenntniß, und stehe Ihnen zu Befehl."

„Wird man es Ihnen aber erlauben?" fragte Monte-Christo.

„Was?"

„In die Normandie zu reisen?"

„Mir? Bin ich nicht frei?"

„Allein zu gehen, wohin Sie wollen, ich weiß es wohl, weil ich Sie auf einem Ausfluge nach Italien traf."

„Nun denn?"

„Aber mit dem geheimnißvollen Manne zu reisen, den man den Grafen von Monte-Christo nennt?..."

„Sie haben ein schwaches Gedächtniß, Graf."

„Wie so?"

„Erzählte ich Ihnen nicht von der vollen Sympathie, welche meine Mutter für Sie hege?"

„Oft ändert sich das Weib, sagte Franz I.; das Weib ist eine Welle, sagte Shakspeare: der Eine war ein großer König, und der Andere ein großer Dichter, und jeder von Beiden mußte das Weib kennen.“

„Ja, das Weib; aber meine Mutter ist nicht das Weib, sondern ein Weib.“

„Werden Sie einem armen Fremden erlauben, alle Spitzfindigkeiten Ihrer Sprache nicht vollkommen zu verstehen?“

„Ich will damit sagen, daß meine Mutter mit ihren Gefühlen geizet, daß sie aber immer dauern, wenn sie sie einmal zugewendet hat.“

„Ah! wahrhaftig!“ versetzte Monte-Christo seufzend, „und Sie glauben, daß sie mir die Ehre erweiset, ein anderes Gefühl für mich zu hegen, als die völligste Gleichgültigkeit?“

„Hören Sie, ich sagte es Ihnen schon, und wiederhole es Ihnen,“ bemerkte Morcerf, „Sie müssen wirklich ein sehr sonderbarer und sehr überlegener Mann seyn.“

„O!“

„Ja, denn meine Mutter ließ sich, ich sage nicht von der Neugier, sondern von dem Interesse anziehen, das Sie einflößen. Wenn wir allein sind, sprechen wir nur von Ihnen.“

„Und sie räth Ihnen, diesem Manfred zu mißtrauen?“

„Im Gegentheile, sie sagt zu mir: „„Morcerf, ich glaube, daß der Graf einen edlen Character besitze; trachte, von ihm geliebt zu werden.“

Monte-Christo wendete die Augen ab, und seufzte. „Ah! wirklich?“ fragte er.

„So zwar, Sie begreifen,“ fuhr Albert fort, „daß sie, anstatt meiner Reise sich zu widersetzen, dieselbe von ganzem Herzen billigen wird, weil sie zu den Anempfehlungen paßt, die sie mir täglich macht.“

„Gehen Sie also,“ sagte Monte-Christo; „auf Wiedersehen heute Abend. Seyen Sie um fünf Uhr hier: wir werden um Mitternacht oder um ein Uhr dort unten ankommen.“

„Wie! in Tréport?“

„In Tréport oder in der Umgegend.“

„Sie brauchen nur acht Stunden, um achtundvierzig Meilen zu machen?“

„Das ist noch viel,“ antwortete Monte-Christo.

„Sie sind wahrhaftig ein Wundermann, und werden es noch dahin bringen, nicht nur die Eisenbahnen zu überflügeln, was nicht sehr schwierig ist, vorzüglich in Frankreich, sondern auch schneller zu seyn, als der Telegraph.“

„Vicomte, da wir indessen doch immer sieben oder acht Stunden brauchen, um dort unten anzukommen, so seyen Sie pünktlich.“

„Seyen Sie unbesorgt, ich habe von jetzt an nichts Anderes zu thun, als mich anzuschicken.“

„Um fünf Uhr also.“

„Um fünf Uhr.“

Albert ging fort. Nachdem Monte-Christo ihm lächelnd ein Zeichen mit dem Kopfe gemacht hatte, blieb einen Augenblick nachsinnend, und wie in eine tiefe

Erwägung versunken. Endlich fuhr er mit der Hand über seine Stirne, wie um seine Träumerei zu verscheuchen, trat zur Glocke, und that zwei Schläge auf sie. Bei dem Klange der zwei von Monte-Christo auf die Glocke geführten Schläge trat Bertuccio ein. „Meister Bertuccio," sagte er, „ich reise nicht morgen in die Normandie, nicht übermorgen, wie ich anfangs dachte, sondern heute Abend; von jetzt bis fünf Uhr ist mehr Zeit, als Sie dazu brauchen: Sie werden die Stallwärter der ersten Station in Kenntniß setzen lassen; Herr von Morcerf begleitet mich. Gehen Sie!"

Bertuccio gehorchte, und ein Vorreiter eilte nach Pontoise, um zu melden, daß die Postchaise Punkt sechs Uhr passiren würde. Der Stallwärter von Pontoise sendete zur folgenden Station einen Expressen, der einen Andern fortschickte, und sechs Stunden nachher waren alle auf der Strasse postirten Relais in Kenntniß gesetzt. — Vor der Abreise ging der Graf zu Haydée hinauf, meldete ihr seine Abreise, nannte ihr den Ort, wohin er reisete, und stellte ihr das ganze Haus zur Verfügung. Albert war pünktlich. Die anfangs düstere Reise erheiterte sich bald durch die physische Wirkung der Schnelligkeit. Morcerf hatte keine Idee von einer solchen Schnelligkeit.

„Wahrhaftig," sagte Monte-Christo, „mit Ihrer Post, welche ihre zwei Meilen in der Stunde macht, mit diesem albernen Gesetze, welches einem Reisenden verbietet, einem Andern vorzufahren, ohne ihn um Erlaubniß zu ersuchen, in Folge dessen ein kranker oder eigensinniger Reisender das Recht hat, die muntern und

gesunden Reisenden hinten nachzuschleppen, ist kein Vomplatzkommen möglich; ich vermeide diese Unannehmlichkeit, indem ich mit meinem eigenen Postillion und mit meinen eigenen Pferden reise, nicht wahr, Ali?"

Und der Graf streckte den Kopf zum Kutschenschlage heraus, und ließ einen leisen Antreibungsruf vernehmen, der den Pferden Flügel verlieh: sie liefen nicht mehr, sie flogen. Der Wagen rollte wie ein Donner auf dem königlichen Pflaster dahin, und Jeder wendete sich zur Seite, um das flammende Meteor vorübersausen zu sehen. Ali lächelte, indem er den Ruf wiederholte, seine weißen Zähne zeigend, in seinen kräftigen Händen die schaumbedeckten Zügel pressend, die Pferde antreibend, deren schöne Mähnen im Winde flatterten; Ali, das Kind der Wüste, befand sich wieder in seinem Elemente, und glich mit seinem schwarzen Gesichte, seinen glühenden Augen, seinem schneeweißen Burnus, inmitten des aufwirbelnden Staubes dem Geiste des Simoon *) und dem Gotte des Sturmwindes.

„Eine Wollust, die ich nicht kannte, ist die Wollust der Schnelligkeit," bemerkte Morcerf.

Und die letzten Wolken schwanden von seiner Stirne, wie wenn die Luft, die sie durchschnitt, dieselben zerstreute. „Aber wo zum Teufel finden Sie solche Pferde?" fragt. Albert; „Sie machen sie also eigens?"

„So ist's," antwortete der Graf; vor sechs Jahren fand ich in Ungarn einen famosen, wegen seiner Schnel-

*) Ein erstickender Wind der Wüsten Afrika's.

D. Ueb.

ligkeit berühmten Zuchthengst; ich kaufte ihn, ich weiß nicht mehr, wie theuer, da Bertuccio bezahlte. Im nämlichen Jahre erzeugte er zweiunddreißig Junge; wir werden die ganze Nachkommenschaft des nämlichen Vaters die Musterung passiren lassen; sie sind Alle gleich, schwarz, ohne einen einzigen Flecken, mit Ausnahme eines Sternes an der Stirne, denn diesem Bevorzugten des Gestütes hat man Stuten ausgewählet, wie man den Pascha's Favoritinnen auswählt."

„Das ist bewundernswürdig! Aber sagen Sie mir, Graf, was thun Sie mit allen diesen Pferden?"

„Sie sehen es, ich reise mit ihnen."

„Aber Sie reisen nicht immer?"

„Wenn ich sie nicht mehr brauchen werde, wird Bertuccio sie verkaufen, und er behauptet, daß er dreißig- bis vierzigtausend Francs daran gewinnen wird."

„Aber es wird kein König in Europa reich genug seyn, sie Ihnen abzukaufen."

„Dann wird er sie an irgend einen einfachen Vezier des Orients verkaufen, der, um sie zu bezahlen, seinen Schatz leeren, und seinen Schatz durch Verabfolgung von Stockschlägen auf die Fußsohlen seiner Unterthanen wieder füllen wird."

„Graf, soll ich Ihnen einen Gedanken mittheilen, der in mir auftauchte?"

„Thun Sie es."

„Daß nach Ihnen Herr Bertuccio der reicheste Privatmann in Europa seyn muß."

„Wohlan, Sie irren sich, Vicomte; ich bin überzeugt, daß Sie, wenn Sie die Taschen von Bertuccio

umkehren, nicht zehn Sous Vermögen darin finden werden."

„Warum?" fragte der junge Mann; „ist denn Herr Bertuccio ein Phänomen? . . . Ah! mein lieber Graf, erzählen Sie mir nicht allzuviel Wunderbares, oder ich werde Ihnen nicht mehr glauben, damit Sie es nur wissen."

„Bei mir giebt's niemals etwas Wunderbares, Albert, Zahlen und Vernunft, weiter nichts; nun aber hören Sie dieses Dilemma: ein Intendant stiehlt, aber warum stiehlt er?"

„Ei, weil dieß in seiner Natur liegt, dünkt mir," antwortete Albert; „er stiehlt um zu stehlen."

„Wohlan, nein, Sie täuschen sich; er stiehlt, weil er eine Frau hat, Kinder, ehrsüchtige Wünsche für sich und seine Familie; er stiehlt vorzüglich, weil er nicht sicher ist, seinen Herrn nie zu verlassen, und weil er sich eine Zukunft gründen will. Nun denn, Herr Bertuccio ist allein auf der Welt; er schöpft aus meiner Börse, ohne mir Rechenschaft zu geben; er ist sicher, mich niemals zu verlassen."

„Warum?"

„Weil ich keinen Besseren fände."

„Sie bewegen sich in einem fehlerhaften Kreise, in jenem der Wahrscheinlichkeiten."

„O! nein, ich bin meiner Sache gewiß; ich halte jenen Diener für gut, dessen Leben und Tod in meiner Hand liegt."

„Und Sie haben ein Recht auf das Leben und den Tod von Bertuccio?" fragte Albert.

„Ja," antwortete der Graf kalt.

Es giebt Worte, welche wie eine eiserne Thüre ein Gespräch schließen; das Ja des Grafen war eines von diesen Worten. Der Rest der Reise verstrich mit der nämlichen Geschwindigkeit: die zweiunddreißig in acht Relais vertheilten Pferde machten ihre siebenundvierzig Meilen in acht Stunden. Man kam mitten in der Nacht an dem Thore eines schönen Parkes an. Der Portier stand da, und hielt das Gitter geöffnet: der Stallwärter der letzten Station hatte ihn in Kenntniß gesetzt. Es war halb drei Uhr Morgens; man führte Morcerf in seine Gemächer. Er fand ein Bad und ein Soupé bereit. Der Diener, welcher die Reise auf dem Hintersitze des Wagens gemacht hatte, stand ihm zu Befehl; Baptistin, der unterweges vorne auf dem Bocke saß, bediente den Grafen.

Albert nahm sein Bad, soupirte, und legte sich zu Bette. Die ganze Nacht umsummte ihn das melancholische Plätschern der Welle. Als er aufstand, trat er sogleich an sein Fenster, öffnete es, und befand sich auf einer kleinen Terrasse, wo man vor sich das Meer hatte, nämlich die Unermeßlichkeit, und hinter sich einen hübschen Park, der an einen kleinen Wald stieß. In einer Bucht von einer gewissen Größe wiegte sich eine kleine Corvette mit schmalem Kiele, mit schlanken Masten, eine Flagge führend mit dem Wappen von Monte-Christo, das einen goldenen Berg vorstellte, auf einem lasurblauen Meere liegend, mit einem oben rachenförmigen Kreuze, was eben so wohl eine Anspielung auf seinen Namen seyn konnte, der an den Calvarienberg erinnert, den das

Leiden unsers Erlösers zu einem kostbareren Berge machte, als das Gold ist, und an das schmachvolle Kreuz, das sein göttliches Blut heiligte, als auf irgend eine persönliche Erinnerung an Leiden und Wiedergeburt, in der Nacht der Vergangenheit dieses geheimnißvollen Mannes vergraben. Um die Goëlette herum waren mehrere kleine Fischführerboote, die den Fischern in den benachbarten Dörfern gehörten, und demüthige, die Befehle ihrer Königin erwartende Unterthanen schienen. Hier, wie an allen Orten, wo Monte-Christo verweilte, war's auch nur, um zwei Tage dort zu verleben, war das Leben nach dem Thermometer des ausgezeichnetsten Comfort organisirt; daher gestaltete sich das Leben alsogleich gefällig.

Albert fand in seinem Vorzimmer zwei Flinten, und alle einem Jäger nöthigen Geräthe; ein höheres, im Erdgeschosse befindliches Gemach war allen sinnreichen Maschinen geweiht, zu deren Gebrauche die Engländer, berühmte Fischer, weil sie geduldig und müßig sind, die Schlendriansfischer Frankreichs noch nicht zu bewegen vermochten. Der ganze Tag verging bei diesen verschiedenen Uebungen, in denen übrigens Monte-Christo sich auszeichnete; man schoß ein Dutzend Fasanen im Parke, man fischte eben so viele Forellen in den Bächen, man dinirte in einem Kioske mit der Aussicht auf das Meer und servirte den Thee in der Bibliothek. Gegen den Abend des dritten Tages schlief Albert, von Müdigkeit zerschlagen ob dieser Lebensweise, welche Monte-Christo ein Spiel zu seyn schien, in einem Lehnstuhle neben dem Fenster, während der Graf mit seinem Baumeister den Plan zu einem Gewächshause entwarf, das er in seinem

Hause wollte herstellen lassen, als der Hufschlag eines die Kieselsteine der Strasse zermalmenden Pferdes, den jungen Mann veranlaßte, den Kopf emporzuheben; er schaute durch das Fenster, und erblickte mit einem äußerst unangenehmen Erstaunen im Hofe seinen Kammerdiener, den er nicht mitnehmen wollte, um Monte-Christo weniger zu belästigen. „Florentin hier!" rief er aus, von seinem Lehnstuhle aufspringend; „ist meine Mutter krank!" Und er stürzte zur Zimmerthüre.

Monte-Christo schaute ihm nach, und sah ihn dem Diener sich nähern, der, noch ganz athemlos, aus seiner Tasche ein kleines versiegeltes Packet zog. Das kleine Packet enthielt ein Journal und einen Brief.

„Von wem ist dieser Brief?" fragte Albert rasch.

„Von Herrn Beauchamp," antwortete Florentin.

„Also schickt Sie Beauchamp?"

„Ja, mein Herr. Er ließ mich kommen, gab mir das nöthige Reisegeld, bestellte mir ein Postpferd, und nahm mir das Versprechen ab, nicht zu verweilen, bis ich Sie einholen würde, mein Herr: ich legte den Weg in fünfzehn Stunden zurück."

Albert öffnete schaudernd den Brief. Bei den ersten Zeilen stieß er einen Schrei aus, und ergriff das Journal mit einem sichtbaren Zittern. Plötzlich verdunkelten sich seine Augen, seine Beine schienen unter ihm zu weichen, und nahe daran, zu Boden zu fallen, lehnte er sich auf Florentin, der den Arm ausstreckte, um ihn zu stützen.

„Armer, junger Mann!" murmelte Monte-Christo so leise, daß er selbst den Laut der Mitleidsworte nicht

hören konnte, die er sprach; „es steht also geschrieben, daß die Schuld der Väter auf die Kinder fallen wird, bis in die dritte und vierte Generation!“

Inzwischen hatte sich Albert wieder erholt, fuhr fort, zu lesen, schüttelte die Haare auf seinem schweißbenetzten Haupte, zerknitterte Brief und Journal, und fragte: „Florentin, vermag Ihr Pferd den Weg nach Paris wieder zurück zu machen?“

„Es ist ein schlechter, lendenlahmer Postklepper.“

„O, mein Gott! und wie ging's zu Hause, als Sie es verließen?“

„Ziemlich ruhig; als ich aber von Herrn Beauchamp zurückkam, fand ich Madame in Thränen; sie hatte mir sagen lassen, ich möchte zu ihr gehen, wenn Sie zurückkämen. Dann sagte ich ihr, daß ich Sie von Seite des Herrn Beauchamp holen sollte. Ihre erste Bewegung war, den Arm auszustrecken, um mich zurückzuhalten, aber nach kurzem Nachsinnen sagte sie: „Ja, gehen Sie, Florentin, und er möge zurückkommen!“

„Ja, meine Mutter, ja,“ versetzte Albert, „ich komme zurück, sey unbesorgt, und Wehe dem Niederträchtigen! Doch vor Allem muß ich fortreisen.“

Und er begab sich wieder in das Zimmer, worin er Monte-Christo ließ. Er war nicht mehr der nämliche Mann, und fünf Minuten hatten genügt, um bei Albert eine traurige Verwandlung zu bewirken; er ging in seinem gewöhnlichen Zustande hinaus, und kehrte mit veränderter Stimme zurück, das Gesicht von fieberhafter Röthe gefurcht, das Auge unter blaugeäderten Augenliedern funkelnd, wankenden Ganges, wie ein betrunkener

Mensch. „Graf," sagte er, „ich danke Ihnen für Ihre gute Gastfreundschaft, die ich gerne noch länger genossen hätte; aber ich muß nach Paris zurück."

„Was ist denn geschehen?"

„Ein großes Unglück; aber erlauben Sie mir, fortzureisen; es handelt sich um eine weit werthvollere Sache, als mein Leben ist. Keine Frage, Graf, ich bitte Sie inständig darum, aber ein Pferd!"

„Meine Ställe stehen Ihnen zu Diensten, Vicomte," versetzte Monte-Christo; „Sie werden sich durch Anstrengung um's Leben bringen, wenn Sie Post reiten; nehmen Sie eine Calesche, eine Halbkutsche, irgend einen Wagen."

„Nein, dieß würde zu lange währen, und dann ist mir diese Anstrengung nöthig, die Sie für mich fürchten; sie wird mir gut thun."

Albert machte einige Schritte, wankend wie ein von einer Kugel getroffener Mann, und sank auf einen Stuhl neben der Thüre. — Monte-Christo sah diese zweite Schwäche nicht; er stand am Fenster und rief: „Ali, ein Pferd für Herrn von Morcerf! Schnell, es ist dringend!"

Diese Worte belebten Albert wieder; er stürzte zur Thüre hinaus; der Graf folgte ihm.

„Ich danke," murmelte der junge Mann, in den Sattel sich schwingend. „Sie werden, so schnell Sie können, zurückkehren, Florentin. Muß ich ein Losungswort wissen, damit man mir die Pferde giebt?"

„Sie brauchen bloß das Pferd zurückzugeben, das

Sie reiten, und man wird Ihnen auf der Stelle ein anderes satteln."

Albert wollte fortsprengen; er verweilte. „Sie finden vielleicht meine Abreise sonderbar, gesucht, unsinnig," sagte der junge Mann; „Sie begreifen nicht, wie einige in ein Journal eingerückte Zeilen einen Mann in Verzweiflung bringen können; nun denn," fügte er bei, indem er ihm das Journal zuwarf, „lesen Sie dieß, aber erst, wenn ich fort seyn werde, damit Sie meine Röthe nicht sehen."

Und während der Graf das Journal aufhob, drückte er die Sporen, welche man an seine Stiefel befestiget hatte, in den Bauch des Pferdes, welches, über die Existenz eines Reiters erstaunt, der es eines solchen Antreibens bedürftig wähnen konnte, wie ein Pfeil von der Armbrust fortschwirrte. Der Graf schaute mit einem Gefühle unendlichen Mitleidens dem jungen Manne nach, und erst als dieser völlig verschwunden war, blickte er wieder in das Journal, und las, was folgt:

„Jener französische Offizier im Dienste von Ali, Pascha von Janina, von welchem vor drei Monaten das Journal: der Impartial, sprach, und der nicht nur die Schlösser von Janina übergab, sondern auch seinen Wohlthäter den Türken verkaufte, hieß wirklich zu jener Zeit Fernand, wie unser ehrenwerther Collega sagte; aber seitdem fügte er seinem Taufnamen einen Adels- und Gutstitel bei. Er heißt jetzt Herr Graf von Morcerf und ist Mitglied der Kammer der Pairs."

So erschien denn jenes schreckliche Geheimniß, welches Beauchamp mit so viel Edelmuth begrub, wie ein

bewaffnetes Gespenst wieder, und ein anderes, auf eine grausame Weise unterrichtetes Journal veröffentlichte am zweiten Tage nach Albert's Abreise in die Normandie die wenigen Zeilen, welche den unglücklichen jungen Mann beinahe wahnsinnig gemacht hätten.

Das Urtheil.

Um acht Uhr Morgens erschien Albert blitzschnell bei Beauchamp. Der Kammerdiener war in Kenntniß gesetzt; er führte Morcerf in das Zimmer seines Herrn, der so eben in das Bad gestiegen war. „Nun denn!" sagte Albert zu ihm.

„Nun denn, mein armer Freund," erwiederte Beauchamp, „ich erwartete Sie."

„Da bin ich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Beauchamp, daß ich Sie für zu loyal und zu gut halte, um mit wem immer hievon gesprochen zu haben; nein, mein Freund. Zudem ist mir der Bote, den Sie mir sendeten, eine Bürgschaft Ihres Wohlwollens. Verlieren wir also keine Zeit mit Einleitungen: haben Sie irgend eine Idee, woher dieser Schlag kommt?"

„Ich werde Ihnen hiewegen gleich einige Worte sagen."

„Ja; aber zuvor, mein Freund, müssen Sie mir die Geschichte dieser abscheulichen Verrätherei in allen Einzelnheiten erzählen."

Und Beauchamp erzählte dem von Scham und Schmerz vernichteten jungen Manne die Thatsachen, welche wir in ihrer ganzen Einfachheit mittheilen wollen. Am Mor-

gen des zweiten Tages vorher, war der Artikel in einem andern Journale, als im Impartial erschienen, und was die Sache noch ernstlicher machte, in einem Journale, von dem man wohl wußte, daß es der Regierung angehöre. Beauchamp frühstückte, als der Artikel ihm in die Augen fiel; er ließ alsogleich ein Cabriolet holen, und eilte, ohne sein Mahl zu beendigen, in die Redaction.

Obgleich zu politischen Gesinnungen sich bekennend, die jenen des verantwortlichen Herausgebers des beschuldigenden Journals völlig entgegengesetzt waren, war Beauchamp, was bisweilen, und wir möchten sogar sagen... oft geschieht, sein vertrauter Freund. Als er bei ihm ankam, hielt der verantwortliche Herausgeber sein eigenes Journal in der Hand, und schien wohlgefällig einen ersten Artikel aus Paris über den Runkelrübenzucker zu lesen, der wahrscheinlich aus seiner Feder floß.

„Ah! pardieu!“ sagte Beauchamp, „da Sie eben Ihr eigenes Journal lesen, mein lieber ***, so brauch' ich Ihnen nicht zu sagen, was mich herführt.“

„Sollten Sie etwa ein Anhänger des Rohrzuckers seyn?“ fragte der verantwortliche Herausgeber des ministeriellen Journals.

„Nein,“ antwortete Beauchamp, „ich bin dieser Angelegenheit sogar völlig fremd; daher komme ich wegen einer andern Sache.“

„Und weßhalb kommen Sie?“

„Wegen des Artikels Morcerf.“

„Ah! ja, wahrlich; nicht wahr, das ist sonderbar?“

„So sonderbar, daß Sie eine Diffamationsklage riskiren, dünkt mir, und einen sehr unglücklichen Prozeß.“

„Keineswegs; wir haben mit dem Artikel alle beweisenden Actenstücke bekommen, und sind vollkommen überzeugt, daß Herr von Morcerf sich ruhig verhalten wird; zudem wird dem Lande dadurch ein Dienst geleistet, wenn man ihm die Elenden bezeichnet, welche der Ehre unwürdig sind, die man ihnen erweiset.“

Beauchamp war bestürzt. „Doch wer hat Sie denn so gut unterrichtet?“ fragte er; „denn mein Journal, welches die Sache in Anregung brachte, sah sich genöthiget, aus Mangel an Beweisen abzustehen, und dennoch haben wir ein größeres Interesse dabei, Herrn von Morcerf zu entlarven, als Sie, da er Pair von Frankreich ist, und wir zur Opposition gehören.“

„O! mein Gott, das ist sehr einfach; wir sind dem Scandale nicht nachgelaufen, es hat uns aufgesucht. Ein Mann aus Janina kam gestern zu uns, den furchtbaren Act bringend, und da wir zögerten, den Anschuldigungsweg zu betreten, kündigte er uns an, daß im Falle unserer Weigerung, der Artikel in einem andern Blatte erscheinen würde. Meiner Treue, Sie wissen, Beauchamp, was es um eine wichtige Neuigkeit ist; wir wollten diese nicht aus den Händen lassen. Nun ist der Schlag geführt; er ist schrecklich, und wird bis an's Ende von Europa nachdröhnen.“

Beauchamp begriff, daß man nur mehr den Kopf senken könne, und ging höchst betrübt fort, um einen Kurier an Morcerf zu schicken. Was er aber Albert nicht hatte schreiben können, denn die Ereignisse, welche wir erzählen werden, geschahen nach der Abreise seines Kuriers, war der Umstand, daß am nämlichen Tage in der Kam-

mer der Pairs, eine große Aufregung sich kund gab, und in den gewöhnlich so ruhigen Gruppen der hohen Versammlung herrschte. Jeder Pair war beinahe vor der Zeit gekommen, und unterhielt sich von dem unseligen Ereignisse, welches die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, und diese auf eines der bekanntesten Mitglieder der erlauchten Versammlung zog. Das vielfache Lesen des Artikels mit gedämpfter Stimme, Auslegungen, und Austausche von Erinnerungen, beleuchteten die Thatsachen noch mehr. Der Graf von Morcerf war bei seinen Collegen nicht beliebt. Wie alle Emporkömmlinge, war er gezwungen worden, um sich bei seinem Range zu behaupten, von einem Uebermasse von Hochmuth Gebrauch zu machen. Die großen Adelsgeschlechter lachten ihn aus; die Talente verwarfen ihn; die Männer reinen Ruhmes verachteten ihn instinktmäßig. Der Graf war auf das widrige Aeußerste des sühnenden Opfers gebracht. Einmal vom Finger Gottes als Schlachtopfer bezeichnet, schickte sich Jeder an, über ihn zu schreien. Nur der Graf von Morcerf wußte nichts. Er empfing das Journal nicht, worin die verleumderische Nachricht stand, und hatte den Morgen damit zugebracht, Briefe zu schreiben und ein Pferd zu probiren. Er kam also zu seiner gewöhnlichen Stunde, hochmüthigen Hauptes, stolzen Blickes, insolenten Benehmens, stieg aus dem Wagen, durchschritt die Corridore, und trat in den Saal, ohne die Unschlüssigkeit der Huissiers, und die Halbgrüsse seiner Collegen zu sehen. Als Morcerf eintrat, hatte die Sitzung schon seit mehr als einer Stunde begonnen. Obgleich der Graf, unkundig, wie gesagt, alles dessen, was geschehen war, nichts an seiner

Miene und an seinem Gange geändert hatte, so erschienen seine Miene und sein Gang Allen stolzer als gewöhnlich, und seine Anwesenheit in dieser auf ihre Ehre eifersüchtigen Versammlung bei diesem Umstande so herausfordernd, daß Alle darin eine Unschicklichkeit, Mehrere eine Verhöhnung, Einige eine Beleidigung erblickten.

Offenbar brannte die Kammer vor Begier, den Streit zu beginnen. Man sah das anklagende Journal in den Händen von Jedermann; aber Jeder zögerte, wie immer, die Verantwortlichkeit des Angriffes auf sich zu nehmen. Endlich bestieg einer von den ehrenwerthen Pairs, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, mit einer Feierlichkeit die Tribune, welche andeutete, daß der erwartete Moment gekommen sey. Eine furchtbare Stille trat ein; nur Morcerf wußte die Ursache der gespannten Aufmerksamkeit nicht, die man dießmal einem Redner schenkte, den man nicht immer so gefällig anzuhören pflegte. Der Graf ließ die Einleitung ruhig vorübergehen, worin der Redner erklärte, daß er von einer so wichtigen, so heiligen, für die Kammer so vitalen Sache sprechen wolle, daß er die ganze Aufmerksamkeit seiner Collegen reclamire. Bei den ersten Worten von Janina und dem Obersten Fernand, erblaßte der Graf von Morcerf so schrecklich, daß ein einziges Schaudern durch diese ganze Versammlung zuckte, deren sämmtliche Blicke auf den Grafen fielen. Die moralischen Wunden haben das Eigenthümliche, daß sie sich verbergen aber nicht schließen; immer schmerzlich, immer zu bluten bereit, wenn man sie berührt, bleiben sie im Herzen lebendig und klaffend.

Nach vollendetem Vorlesen des Artikels inmitten der

nämlichen Stille, nur durch ein Schaudern gestört, das alsogleich aufhörte, als der Redner geneigt schien, von Neuem das Wort zu ergreifen, entwickelte der Ankläger sein Bedenken, und begann nachzuweisen, wie schwierig seine Aufgabe sey; er behauptete, die Ehre des Herrn von Morcerf und jene der ganzen Kammer zu beschützen, indem er eine Erörterung veranlasse, die mit den immer so heftigen persönlichen Verhältnissen anbinden sollte. Endlich schloß er mit dem Antrage, eine Untersuchung anzuordnen, schnell genug, um die Verleumdung, bevor sie Zeit finde, größer zu werden, zu beschämen, und den Herrn von Morcerf, indem man ihn räche, wieder in jene Stellung einzusetzen, welche ihm die öffentliche Meinung seit langer Zeit zugetheilt habe.

Morcerf war von diesem furchtbaren und unerwarteten Schlage so niedergedonnert, daß er zitternd, seine Collegen mit verwirrtem Auge anschauend, kaum einige Worte stammeln konnte. Dieses Zagen, übrigens möglicherweise eben sowohl dem Erstaunen des Unschuldigen als der Scham des Strafbaren beizumessen, verschaffte ihm einige Sympathien. Die wahrhaft edelmüthigen Menschen sind immer bereit, mitleidig zu werden, wenn das Unglück ihres Feindes die Grenzen ihres Hasses überschreitet. Der Präsident ließ über die Untersuchung abstimmen; man votirte durch Sitzenbleiben und Aufstehen, und die Untersuchung wurde beschlossen. Man fragte den Grafen, wie viel Zeit er brauche, seine Rechtfertigung vorzubereiten. Der Muth war zu Morcerf zurückgekehrt, sobald dieser fühlte, daß er nach einem so schrecklichen Schlage noch lebe. „Meine Herren Pairs," antwortete er, „nicht

vermittelst der Zeit schlägt man einen Angriff zurück, wie jenen, den in diesem Momente unbekannte, und ohne Zweifel im Dunkel ihrer Gemeinheit verborgen gebliebene Feinde auf mich unternehmen; unverzüglich, mit einem Donnerschlage muß ich dem Blitze antworten, der mich einen Augenblick blendete; warum ist es mir nicht vergönnt, anstatt einer solchen Rechtfertigung mein Blut vergießen zu können, um meinen edlen Collegen zu beweisen, daß ich würdig bin, ihres Gleichen zu seyn!"

Diese Worte machten einen für den Angeklagten günstigen Eindruck.

„Ich verlange also," fuhr er fort, „daß die Untersuchung so bald als möglich beginne, und ich werde der Kammer alle zur Wirksamkeit dieser Untersuchung nothwendigen Aktenstücke liefern."

„Welchen Tag bestimmen Sie?" fragte der Präsident.

„Ich stehe von heute an der Kammer zu Befehl," antwortete der Graf.

Der Präsident klingelte. „Will die Kammer," fragte er, „daß die Untersuchung heute noch geschehe?"

„Ja!" antwortete die Versammlung einstimmig.

Man setzte eine Commission von zwölf Mitgliedern zur Prüfung der von Morcerf zu liefernden Aktenstücke nieder. Die Stunde der ersten Sitzung dieser Commission wurde auf acht Uhr Abends in den Bureaux der Kammer anberaumt. Sollten mehrere Sitzungen nothwendig seyn, so würden sie zur nämlichen Stunde und am nämlichen Orte gehalten. Nach der Fassung dieses Beschlusses bat Morcerf um die Erlaubniß, sich zu ent=

fernen; er mußte die Aktenstücke sammeln, die er seit langer Zeit aufgehäuft hatte, um diesem von seinem arglistigen und unbändigen Charakter vorhergesehenen Sturme die Stirne zu bieten.

Beauchamp erzählte dem jungen Manne Alles, was auch wir so eben mittheilten, nur hatte seine Erzählung über die unserige den Vortheil der Beseeltheit lebendiger Dinge über die Kälte todter Dinge voraus.

Albert hörte ihn an, bald aus Hoffnung bebend, bald aus Zorn, bisweilen aus Scham; denn durch die Anvertrauung Beauchamp's wußte er, daß sein Vater schuldig sey, und fragte sich, wie es ihm, dem Schuldigen, gelingen könne, seine Unschuld zu beweisen. Als Beauchamp auf dem Punkte ankam, auf dem wir stehen, hielt er inne.

„Was weiter?" fragte Albert.

„Was weiter?" wiederholte Beauchamp.

„Ja."

„Mein Freund, diese Frage drängt mich zu einer furchtbaren Nothwendigkeit. Wollen Sie also die Fortsetzung erfahren?"

„Ich muß sie schlechterdings erfahren, mein Freund, und es ist mir lieber, sie aus Ihrem Munde kennen zu lernen, als aus irgend einem andern."

„Wohlan," versetzte Beauchamp, „raffen Sie also Ihren Muth zusammen, Albert; nie werden Sie ihn nöthiger gehabt haben."

Albert fuhr mit der Hand über seine Stirne, wie um sich seiner eigenen Kraft zu versichern, gleich einem Manne, der sich anschickt, sein Leben zu vertheidigen, sei-

nen Küraß prüft, und die Klinge seines Degens biegt. Er fühlte sich stark, denn er hielt sein Fieber für Energie. „Nur zu!" sagte er.

„Der Abend kam," fuhr Beauchamp fort. „Ganz Paris war in der Erwartung des Ereignisses. Viele behaupteten, Ihr Vater brauche sich nur zu zeigen, um die Anschuldigung zu vernichten; Viele auch sagten, daß der Graf nicht erscheinen würde; es gab welche, die versicherten, ihn nach Brüssel abreisen gesehen zu haben, und Einige erkundigten sich auf der Polizei, ob es wahr sey, wie man sage, daß der Graf seine Pässe genommen habe. Ich gestehe Ihnen, daß ich mein Möglichstes that," sprach Beauchamp weiter, „um von einem der Mitglieder der Commission, einem jungen Pair, meinem Freunde, in eine Art von Tribune geführt zu werden. Um sieben Uhr holte er mich ab, und empfahl mich, bevor Jemand gekommen war, einem Huissier, der mich in eine Art von Loge einschloß. Ich war durch einen Pfeiler verdeckt, und in völliges Dunkel gehüllt; ich konnte hoffen, die schreckliche Scene, welche sich ereignen sollte, vom Anfange bis zum Ende zu sehen und zu hören. Punkt acht Uhr war Jedermann angekommen. Herr von Morcerf trat bei dem letzten Schlage der achten Stunde ein. Er hatte einige Papiere in der Hand, und seine Haltung schien ruhig; gegen seine Gewohnheit war sein Gang einfach, seine Anzug gewählt und ernst, und er trug nach der Sitte alter Militäre seinen Rock von oben bis unten zugeknöpft. Seine Anwesenheit brachte die beste Wirkung hervor. Die Commission war weit entfernt,

böswillig zu seyn, und mehrere von ihren Mitgliedern kamen dem Grafen entgegen, und gaben ihm die Hand."

Albert fühlte bei allen diesen Einzelnheiten sein Herz brechen, und dennoch tauchte inmitten seines Schmerzes ein Gefühl von Dankbarkeit in ihm auf; er hätte gewünscht, diese Männer umarmen zu können, die seinem Vater in einer so großen Gefährdung seiner Ehre diesen Beweis von Achtung gaben.

„In diesem Momente trat ein Huissier ein, und überreichte dem Präsidenten einen Brief. „Sie haben das Wort, Herr von Morcerf," sagte der Präsident, während er den Brief erbrach.

„Der Graf begann seine Vertheidigungsrede, und ich versichere Ihnen, Albert," fuhr Beauchamp fort, „daß sie von außerordentlicher Beredsamkeit und Gewandtheit zeugte. Er legte Actenstücke vor, welche bewiesen, daß der Vezier von Janina ihn bis zu seiner letzten Stunde mit seinem vollen Vertrauen beehrte, weil er ihn mit einer über Leben und Tod entscheidenden Unterhandlung mit dem Kaiser selbst beauftragte. Er wies den Ring, das Befehlszeichen, mit welchem Ali Pascha gewöhnlich seine Briefe siegelte, und den dieser ihm gab, damit er bei seiner Rückkehr, zu was immer für einer Stunde des Tages oder der Nacht, zu ihm kommen konnte, wäre er auch in seinem Harem. Leider, sagte er, sey seine Unterhandlung gescheitert, und als er zurückgekehrt war, um seinen Wohlthäter zu beschützen, dieser bereits todt gewesen. Aber fügte der Graf bei, sterbend habe ihm Ali Pascha, so groß sey sein Vertrauen gewesen, ihm seine Favoritin und seine Tochter anvertraut."

Albert bebte bei diesen Worten, denn in dem Maße, als Beauchamp sprach, vergegenwärtigte sich wieder die Erzählung von Haydée dem Geiste des jungen Mannes, und er erinnerte sich an das, was die schöne Griechin von jener Sendung, von jenem Ringe, und von der Art gesprochen hatte, auf welche sie verkauft und in die Sklaverei geführt worden war.

„Und welche Wirkung brachte die Rede des Grafen hervor?" fragte Albert ängstlich.

„Ich bekenne, daß sie mich rührte, und so auch die ganze Commission," antwortete Beauchamp. „Inzwischen warf der Präsident seine Blicke nachläßig auf den ihm so eben gebrachten Brief; aber bei den ersten Zeilen erwachte seine Aufmerksamkeit; er las ihn, las ihn wieder, und sprach, die Augen auf Herrn von Morcerf heftend: „Herr Graf, Sie sagten uns so eben, daß der Vezier von Janina Ihnen seine Frau und seine Tochter anvertraut habe?"

„Ja, mein Herr," antwortete Morcerf; „aber hierin, wie in allem Uebrigen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Vasiliki und seine Tochter Haydée verschwunden."

„Sie kannten sie?"

„Meine Vertraulichkeit mit dem Pascha, und das hohe Vertrauen, welches er auf meine Treue setzte, hatten mir gestattet, sie mehr als zwanzigmal zu sehen."

„Wissen Sie irgend etwas davon, was aus ihnen geworden ist?"

„Ja, mein Herr. Ich hörte sagen, sie seyen ein Opfer ihres Grames, und vielleicht ihres Elendes ge-

worden. Ich war nicht reich, mein Leben sehr bedroht; ich konnte sie zu meinem großen Bedauern nicht aufsuchen."

Der Präsident runzelte unmerkbar die Stirne. — „Meine Herren," sagte er, „Sie haben die Erklärungen des Herrn Grafen von Morcerf aufmerksam vernommen. Herr Graf, können Sie zur Begründung Ihrer uns so eben mitgetheilten Erzählung irgend einen Zeugen stellen?"

„Ach! nein, mein Herr," versetzte der Graf; „Alle, welche den Vezier umgaben, und mich an seinem Hofe kannten, sind todt oder zerstreuet; nur ich, der Einzige von meinen Landsleuten, glaub ich, überlebte diesen gräßlichen Krieg; ich besitze nur die Briefe von Ali-Tebelin, und legte sie Ihnen zur Einsicht vor; ich besitze nur den Ring, das Unterpfand seines Willens, und hier ist er; ich besitze endlich den überzeugendsten Beweis, den ich liefern kann, nämlich ... nach einem anonymen Angriffe... die Abwesenheit eines jeden Zeugnisses gegen mein Wort als ehrlicher Mann, und die Reinheit meines ganzen militärischen Lebens."

Ein Beifallsgemurmel lief durch die ganze Versammlung; in diesem Momente, Albert, war, ohne den Hinzutritt eines neuen Zwischenfalles, die Sache Ihres Vaters gewonnen. Man brauchte nur noch abzustimmen, als der Präsident das Wort nahm: „Meine Herren," sagte er, „und Sie, Herr Graf, werden nicht ungerne, vermuthe ich, einen, seiner Versicherung nach, sehr wichtigen Zeugen vernehmen, der sich so eben selbst stellte; dieser Zeuge ist geeignet, wie wir nach allem dem nicht zweifeln, was der Graf uns sagte, die vollkommene Un-

schuld unsers Collegen zu beweisen. Hier ist der Brief, den ich in dieser Beziehung so eben erhielt; wünschen Sie, daß er Ihnen vorgelesen werde, oder beschließen Sie, daß man darüber hinweggehe, und bei diesem Zwischenfalle nicht verweile?"

Herr von Morcerf erblaßte, und krampfte seine Hände auf den Papieren, die er hielt, und welche zwischen seinen Fingern raschelten. Die Antwort der Commission lautete für das Vorlesen: der Graf war nachsinnend, und äußerte keine Ansicht. Der Präsident las daher den folgenden Brief vor:

„Herr Präsident!

„Ich kann der Untersuchungscommission, welche beauftragt ist, das Benehmen des Herrn Generallieutenants Grafen von Morcerf in Epirus und Macedonien zu prüfen, die verlässigsten Aufschlüsse liefern."

Der Präsident machte eine kurze Pause. Der Graf von Morcerf erblaßte; der Präsident fragte die Zuhörer mit dem Blicke.

„Fahren Sie fort!" rief man von allen Seiten. — Der Präsident las weiter:

„Ich war bei dem Tode von Ali-Pascha an Ort und Stelle; ich war bei seinen letzten Augenblicken gegenwärtig; ich weiß, was aus Vasiliki und Haydée geworden ist: ich stelle mich der Commission zur Verfügung, und reclamire sogar die Ehre, gehört zu werden. Ich werde im Vorgemache der Kammer in dem Momente seyn, da man Ihnen diesen Brief überreichen wird . . ."

„Und wer ist dieser Zeuge, oder vielmehr dieser

Feind?" fragte der Graf mit einer Stimme, an deren Klang eine tiefe Bestürzung leicht zu erkennen war.

„Wir werden es erfahren, mein Herr," antwortete der Präsident. „Ist die Commission der Ansicht, daß man diesen Zeugen vernehme?"

„Ja, ja," erwiederten zu gleicher Zeit alle Stimmen.

Man rief dem Huissier. „Huissier," fragte der Präsident, „wartet Jemand im Vorgemache?"

„Ja, Herr Präsident."

„Wer ist dieser Jemand?"

„Eine Frau, von einem Diener begleitet."

Alle schauten sich an. „Lassen Sie diese Frau eintreten," sagte der Präsident.

Fünf Minuten nachher erschien der Huissier wieder; alle Augen waren auf die Thüre geheftet, und ich *selbst,*" sagte Beauchamp, „theilte die allgemeine Erwartung und Angst."

„Hinter dem Huissier ging eine Frau, in einen großen Schleier gehüllt, der sie völlig verbarg. Man errieth wohl aus den Formen, welche dieser Schleier ausprägte, und aus den Wohlgerüchen, welche sie aushauchten, die Anwesenheit einer jungen und eleganten Frau, aber weiter nichts. Der Präsident bat die Unbekannte, sich zu entschleiern, und man konnte dann sehen, daß diese Frau griechisch gekleidet, und außerdem äußerst schön war.

„Ah!" sagte Morcerf, „sie war's."

„Wie so . . . s i e?"

„Ja, Haydée."

„Wer sagte es Ihnen?"

„Ach! Ich errathe es. Doch fahren Sie fort, Beauchamp, ich bitte Sie. Sie sehen, daß ich ruhig und stark bin. Und wir müssen uns doch der Entwickelung nähern."

„Herr von Morcerf," fuhr Beauchamp fort, „schaute diese Frau mit einem schreckengemischten Erstaunen an. Für ihn sollte Leben oder Tod aus diesem reizenden Munde kommen; für alle Uebrigen war dieß ein so sonderbares und die Neugier so fesselndes Abenteuer, daß das Wohl oder das Verderben des Herrn von Morcerf bei diesem Ereignisse bereits nur mehr als ein untergeordnetes Element erschien. Der Präsident wies der jungen Frau mit der Hand einen Stuhl; aber sie machte ein Zeichen mit dem Kopfe, daß sie stehen bleiben würde. Der Graf war in seinen Lehnstuhl zurückgesunken, und offenbar trugen ihn seine Füße nicht mehr. „Madame," sagte der Präsident, „Sie schrieben an die Commission, um ihr Aufschlüsse über die Angelegenheit von Janina zu geben, und behaupteten, daß Sie Augenzeuge der Ereignisse gewesen seyen."

„Und ich war es wirklich," versetzte die Unbekannte mit einer Stimme voll anmuthiger Traurigkeit, und mit jenem Wohlklange, der den orientalischen Stimmen eigenthümlich ist.

„Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu sagen," erwiederte der Präsident, „daß sie damals sehr jung waren."

„Ich war vier Jahre alt; da aber die Ereignisse für mich von höchster Wichtigkeit waren, entfiel keine Einzelnheit meinem Geiste, entschlüpfte keine Eigenthümlichkeit meinem Gedächtnisse."

„Aber welche Wichtigkeit hatten denn diese Ereignisse für Sie, und wer sind Sie, daß diese große Catastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie machen konnte?“

„Es handelte sich um das Leben oder den Tod meines Vaters,“ antwortete das junge Mädchen, „ich heiße Haydée, und bin die Tochter von Ali-Tebelin, Pascha von Janina, und von Vasiliki, seiner vielgeliebten Gattin.“

„Die bescheidene und zugleich stolze Röthe, welche die Wangen der jungen Frau mit Purpur übergoß, das Feuer ihres Blickes und die Majestät ihrer Offenbarung brachten eine unaussprechliche Wirkung auf die Versammlung hervor. Der Graf wäre nicht vollständiger vernichtet worden, wenn der Blitzstrahl herabfahrend einen Abgrund zu seinen Füßen geöffnet hätte.

„Madame,“ fragte der Präsident nach einer achtungsvollen Verbeugung, „erlauben Sie mir eine einfache Frage, die kein Zweifel ist, und diese Frage wird die letzte seyn: können Sie die Rechtsgiltigkeit dessen, was Sie sagen, darthun?“

„Ich kann es, mein Herr,“ antwortete Haydée, ein Kißchen von parfümirten Atlas unter ihrem Schleier hervorziehend; denn hier ist die Bescheinigung meiner Geburt, von meinem Vater aufgesetzt, und von seinen vornehmsten Offizieren unterzeichnet; dann ist hier, außer der Bescheinigung meiner Geburt, mein Taufschein, da mein Vater bewilligte, daß ich in der Religion meiner Mutter auferzogen werde, ein Taufschein, dem der Groß-primas von Macedonien und Epirus sein Siegel beigedrückt hat; hier endlich . . . und dieß ist ohne Zweifel das Wichtigste . . . ist die Urkunde über den Verkauf

meiner Person und jener meiner Mutter, an den armenischen Händler El-Kobbir durch den fränkischen Offizier, der bei seinem niederträchtigen Handel mit der Pforte, zu seinem Beuteantheil die Tochter und die Gattin seines Wohlthäters sich vorbehalten hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, nämlich für ungefähr viermalhunderttausend Francs, verkaufte."

„Eine grünliche Blässe lagerte sich auf die Wangen des Grafen von Morcerf, und seine Augen unterliefen mit Blut bei dem Anbringen dieser schrecklichen Beschuldigungen, welche von der Versammlung mit düsterem Schweigen aufgenommen wurden. Haydée, immer ruhig, aber weit drohender in ihrer Ruhe, als es eine Andere in ihrem Zorne gewesen wäre, reichte dem Präsidenten die in arabischer Sprache geschriebene Verkaufsurkunde. In der Voraussetzung, daß einige vorgelegte Actenstücke in arabischer, neugriechischer oder türkischer Sprache geschrieben seyn möchten, war der Dolmetscher der Kammer in Kenntniß gesetzt worden; man rief ihn. Einer von den edlen Pairs, mit der arabischen Sprache vertraut, die er während des erhabenen Feldzugs in Egypten erlernt hatte, folgte mit den Augen auf dem Papier dem Uebersetzer, der mit lauter Stimme vorlas:

„„Ich, El Kobbir, Sclavenhändler und Lieferant des Harems Seiner Hoheit, bekenne, zur Verabfolgung an den erhabenen Kaiser, von dem fränkischen Herrn Grafen von Monte-Christo einen auf zweitausend Beutel geschätzten Smaragd als Kaufspreis einer jungen, christlichen, eilfjährigen Sclavin, Namens Haydée, anerkannte Tochter von dem verstorbenen hohen Herrn Ali-

Tebelin, Pascha von Janina, und von Basiliki, seiner Favoritin, empfangen zu haben, welche vor sieben Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Constantinopel gestorbenen Mutter, durch einen fränkischen Oberst im Dienste des Vezirs Ali-Tebelin, Namens Fernand Mondego, an mich verkauft worden war. Der besagte Verkauf war auf Rechnung Seiner Hoheit, von welcher ich die Vollmacht besaß, für die Summe von tausend Beuteln an mich geschehen.

„„Gegeben zu Constantinopel mit Ermächtigung Seiner Hoheit, im Jahre 1247 der Hegira*)

Unterzeichnet: El-Kobbir.

„„Gegenwärtige Urkunde wird, um ihr vollen Beweis, volle Glaubwürdigkeit und volle Rechtsgiltigkeit zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen werden, welches der Verkäufer beidrucken zu lassen sich verpflichtet.““

„Neben der Unterschrift des Händlers sah man wirklich das Siegel des erhabenen Kaisers.

„Diesem Vorlesen und diesem Anblicke folgte eine furchtbare Stille; der Graf besaß nur mehr den Blick, und dieser wie wider seinen Willen auf Haydée geheftete Blick, schien von Flamme und von Blut.

„Madame," sagte der Präsident, „kann man nicht den Grafen von Monte-Christo befragen, der in Paris bei Ihnen ist, wie ich glaube?"

---

*) Hegira (spr. Hedschra) die arabische Flucht Muhammeds von Mekka nach Medina (im J. Chr. 622. 26. Juli) von welcher die Türken ihre Zeitrechnung angefangen haben. D. Uebers.

„Mein Herr," antwortete Haydée, „der Graf von Monte-Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie."

„Wer hat Ihnen aber dann, Madame," fragte der Präsident, „diesen Schritt angerathen, einen Schritt, für den die Kammer Ihnen dankt, und der übrigens, Ihrer Abkunft und Ihren Mißgeschicken gemäß, ganz natürlich ist?"

„Mein Herr," versetzte Haydée, „dieser Schritt wurde mir von meiner Achtung und von meinem Schmerze angerathen. Obgleich Christin, hab' ich doch, Gott verzeihe mir's! immer daran gedacht, meinen berühmten Vater zu rächen. Nun aber, als ich nach Frankreich kam, als ich erfuhr, daß der Verräther in Paris wohne, blieben meine Augen und meine Ohren beständig offen. Ich lebe zurückgezogen im Hause meines edlen Gönners, aber ich lebe so, weil ich die Abgeschiedenheit und die Stille liebe, welche mir gestatten, in meinen Gedanken und in der Sammlung meines Gemüthes zu leben. Aber der Herr Graf von Monte-Christo weiht mir seine väterliche Sorgfalt, und nichts ist mir fremd, was im Leben der Welt vorgeht; nur bleibt es für mich lediglich ein fernes Treiben. So lese ich alle Journale, wie man mir alle Album's sendet, wie ich alle Musikalien erhalte; und indem ich das Leben Anderer, ohne es darauf anzulegen, betrachte, geschah es, daß ich erfuhr, was diesen Morgen in der Pairskammer vorfiel, und was diesen Abend sich darin ereignen sollte . . . dann schrieb ich."

„Der Herr Graf von Monte-Christo ist also bei

Ihrem Schritte nicht betheiliget?" fragte der Präsident.

„Er weiß durchaus nichts davon, mein Herr, und ich fürchte sogar, er werde ihn mißbilligen, wenn er ihn vernimmt; es ist jedoch ein schöner Tag für mich," fuhr das junge Mädchen fort, einen flammenglühenden Blick zum Himmel erhebend, „an dem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen!"

„Der Graf hatte mittlerweile kein einziges Wort gesprochen, seine Collegen schauten ihn an, und bedauerten ohne Zweifel sein unter dem süßduftenden Hauche einer Frau zusammengebrochenes Glück; sein Unglück prägte sich nach und nach in düsteren Zügen auf seinem Gesichte aus.

„Herr von Morcerf," fragte der Präsident, „erkennen Sie Madame für die Tochter von Ali-Tebelin, Pascha von Janina?"

„Nein," antwortete Morcerf, indem er eine Anstrengung machte, um aufzustehen, „und dieß ist ein von meinen Feinden angesponnenes Complott."

Haydée, ihre Augen auf die Thüre heftend, wie wenn sie Jemand erwartete, kehrte sich rasch um, und stieß einen schrecklichen Schrei aus, als sie den Grafen stehen sah: „Du erkennst mich nicht wieder," sagte sie; „wohlan, zum Glücke erkenne ich Dich wieder! Du bist Fernand Mondego, der fränkische Offizier, der die Truppen meines edlen Vaters exercirte. Du bist's, der die Schlösser von Janina übergab, Du bist's, der, von ihm nach Constantinopel gesendet, um mit dem Kaiser unmittelbar über Leben oder Tod Deines Wohlthäters zu unterhan-

deln, einen falschen Firman zurückbrachte, der gänzliche Begnadigung gewährte! Du bist's, der mittelst dieses Firmans von Pascha den Ring erhielt, welcher Dir bei Selim, dem Feuerbewahrer, Gehorsam verschaffen sollte! Du bist's, der Selim durchdolchte! Du bist's, der meine Mutter und mich, dem Händler El-Kobbir verkaufte! Mörder! Mörder! Mörder! An Deiner Stirne klebt noch das Blut Deines Gebieters, sehen Sie ihn Alle an!"

Diese Worte waren mit einer solchen Wahrheitsbegeisterung gesprochen worden, daß alle Augen sich nach der Stirne des Grafen wendeten, und daß er selbst mit der Hand hinfuhr, wie wenn er das noch warme Blut Ali's daran gespürt hätte.

„Sie erkennen also Herrn von Morcerf bestimmt als den Nämlichen wieder, der Ihnen als der Offizier Fernand Mondego bekannt war?"

„Ob ich ihn wieder erkenne!" rief Haydée aus. „O! meine Mutter! Du sagtest zu mir: „„Du warest frei, Du hattest einen Vater, den Du liebtest, Du warst bestimmt, fast eine Königin zu werden! Schau diesen Mann wohl an; er ist's, der Dich zur Sclavin machte, er ist's, der das Haupt Deines Vaters auf der Spitze einer Picke emporhob, er ist's, der uns verkaufte, er ist's, der uns auslieferte! Betrachte genau seine rechte Hand, jene, die eine breite Narbe hat; wenn Du sein Gesicht vergässest, so würdest Du ihn an dieser Hand wieder erkennen, in welche die Goldstücke des Händlers El-Kobbir eines nach dem andern gefallen sind! Ob ich ihn wieder erkenne! O! er möge nun selbst sagen, ob er mich nicht wieder erkenne!"

Jedes Wort fiel wie ein Hieber auf Morcerf, und schnitt einen kleinen Theil seiner Energie weg; bei den letzten Worten verbarg er rasch und unwillkürlich seine, wirklich durch eine Wunde verstümmelte Hand, in seinem Busen, und sank wieder in seinen Lehnstuhl, in düstere Verzweiflung gestürzt. Diese Scene hatte die Gemüther der Versammlung durchwirbelt, wie man die vom Stamme gefallenen Blätter unter dem mächtigen Nordwinde zerstieben sieht.

„Herr Graf von Morcerf," sagte der Präsident, „lassen Sie sich nicht niederbeugen, antworten Sie: die Gerechtigkeit der hohen Kammer ist erhaben und gleich für Alle, wie die Gerechtigkeit Gottes; sie wird Sie nicht von Ihren Feinden vernichten lassen, ohne Ihnen die Mittel zu gewähren, sie zu bekämpfen. Wollen Sie neue Untersuchungen? Wollen Sie, daß ich eine Reise von zwei Mitgliedern der Kammer nach Janina anordne? Sprechen Sie!"

Morcerf antwortete nicht. Nun schauten sich alle Mitglieder der Commission mit einer Art von Schrecken an. Man kannte den energischen und heftigen Character des Grafen. Es bedurfte einer sehr schrecklichen gänzlichen Erschlaffung, um die Vertheidigung dieses Mannes zu vernichten, man mußte endlich denken, daß diesem Schweigen, welches dem Schlafe glich, ein Erwachen gleich dem Donnerschlage folgen würde.

„Nun denn," fragte ihn der Präsident, „was beschließen Sie?"

„Nichts!" antwortete der Graf aufstehend mit dumpfer Stimme.

„Die Tochter von Ali-Tebelin," versetzte der Präsident, „hat also wirklich die Wahrheit gesagt? Ist sie also wirklich der schreckliche Zeuge, dem es immer begegnet, daß der Schuldige nicht zu antworten wagt: Nein? Sie haben also wirklich all das gethan, wessen man Sie beschuldiget?"

„Der Graf warf einen Blick um sich, dessen verzweiflungsvoller Ausdruck Tiger gerührt hätte, aber Richter nicht entwaffnen konnte; dann hob er die Augen zum Plafond empor, wendete sie aber alsogleich ab, wie aus Besorgniß, daß dieser Plafond, sich öffnend, jenen zweiten Gerichtshof möchte wiederstrahlen lassen, welcher Himmel, und jenen zweiten Richter, welcher Gott heißt. Dann riß er mit hastiger Bewegung die Knöpfe jenes geschlossenen Rockes auf, der ihn erstickte; und rannte wie ein düsterer Wahnsinniger aus dem Saale; einen Augenblick dröhnten seine Schritte unter dem sonoren Gewölbe, aber bald erschütterte das Rollen des Wagens, der im Galoppe mit ihm davonfuhr, die Säulenhalle des florentinischen Gebäudes.

„Meine Herren," fragte der Präsident, als die Ruhe wieder hergestellt war, „ist der Herr Graf von Morcerf des Treubruches, des Verrathes und der Unwürdigkeit überwiesen?"

„Ja!" antworteten einstimmig alle Mitglieder der Untersuchungscommission.

Haydée hatte der Sitzung bis zum Schlusse beigewohnt; sie hörte das Urtheil des Grafen verkünden, ohne daß ein einziger Zug ihres Antlitzes Freude oder Mitleiden ausdrückte. Dann, ihr Gesicht wieder mit dem

Schleier verhüllend, grüßte sie majestätisch die Pairs, und entfernte sich mit jenem Schritte, mit welchem Virgil die Göttinnen dahin schreiten sah.

Die Herausforderung.

„Nun benützte ich," fuhr Beauchamp fort, „die Ruhe und das Dunkel des Saales, um ungesehen mich zu entfernen. Der Huissier, der mich einführte, harrte meiner vor der Thüre. Er führte mich durch die Corridore zu einer kleinen Thüre, welche an die Straße Vaugirard stieß. Ich ging fort, gebrochenen und zugleich entzückten Herzens, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, Albert, gebrochenen Herzens in Bezug auf Sie, entzückten Herzens ob dem Adel dieses jungen, die väterliche Rache erstrebenden Mädchens. Ja, ich schwöre es Ihnen, Albert, von welcher Seite auch diese Offenbarung kommen möge, ich sage, daß sie von einem Feinde kommen kann, daß aber dieser Feind nur der Agent der Vorsehung ist."

Albert hielt den Kopf zwischen seinen beiden Händen; er hob sein Gesicht empor, schamgeröthet und thränengebadet, faßte den Arm von Beauchamp, und sagte zu ihm: „Freund, mein Leben ist zu Ende; mir bleibt nicht zu sagen übrig, wie Sie, daß die Vorsehung diesen Schlag gegen mich führte, sondern zu forschen, welcher Mann mit seiner Feindschaft mich verfolgt; werde ich diesen Mann kennen, dann werde ich ihn tödten; oder er wird mich tödten; nun aber zähle ich auf Ihre Freundschaft, Beauchamp, daß Sie mir dazu verhelfen, wenn anders die Verachtung sie nicht in Ihrem Herzen vertilgt hat."

„Die Verachtung, mein Freund! Und in wie ferne geht dieses Unglück Sie an? Nein, Gott sey Dank! wir leben nicht mehr in jener Zeit, da ein ungerechtes Vorurtheil die Söhne für die Handlungen der Väter verantwortlich machte. Durchgehen Sie Ihr ganzes Leben, Albert; freilich datirt es von gestern, aber nie war die Morgenröthe eines schönen Tages reiner als Ihr Morgen! Nein Albert, glauben Sie mir, Sie sind jung, Sie sind reich; verlassen Sie Frankreich; Alles wird leicht vergessen in diesem großen Babylon bei der bewegten Existenz und bei den wechselnden Neigungen; Sie werden in drei oder vier Jahren wiederkommen, irgend eine russische Prinzessin geheirathet haben, und Niemand mehr an das denken, was gestern geschehen ist, um so minder also an das, was vor sechszehn Jahren sich ereignete.“

„Ich danke, mein lieber Beauchamp, ich danke für die vortreffliche Absicht, die Ihnen Ihre Worte dictirt, aber so kann es nicht gehen; ich äußerte Ihnen meinen Wunsch, und jetzt will ich, wenn es seyn muß, das Wort . . Wunsch in das Wort . . Willen verwandeln. Sie begreifen, daß ich, als bei dieser Angelegenheit betheiliget, die Sache nicht aus dem nämlichen Gesichtspunkte, wie Sie, betrachten kann. Was Ihnen aus einer himmlischen Quelle zu fließen scheint, dünkt mir aus einer minder reinen Quelle zu kommen. Die Vorsehung scheint mir, ich gesteh's Ihnen, allem dem sehr fremd zu seyn, und zwar glücklicherweise; denn anstatt der unsichtbaren und unfühlbaren Botin der himmlischen Belohnungen

und Strafen, werde ich ein fühlbares und sichtbares Wesen finden, an dem ich mich rächen werde, o! ja, ich schwör's Ihnen, für all das, was ich seit einem Monate leide. Nun liegt mir daran, Beauchamp, ich wiederhole es Ihnen, wieder in das menschliche und materielle Leben zu treten, und wenn Sie noch mein Freund sind, wie Sie sagen, so helfen Sie mir die Hand wieder finden, die den Schlag geführt hat."

„Meinetwegen also," erwiederte Beauchamp, „und wenn Sie durchaus darauf bestehen, daß ich auf die Erde herabschwebe, werde ich es thun; wenn Ihnen daran liegt, Nachforschung nach einem Feinde anzustellen, werde ich sie mit Ihnen anstellen. Und ich werde ihn finden, denn meine Ehre ist fast eben so sehr, wie die Ihrige, dabei betheiliget, daß wir ihn wiederfinden."

„Nun denn, Beauchamp, Sie begreifen, lassen Sie uns also unsere Nachforschungen auf der Stelle, ohne Zögern beginnen. Jede Minute Aufschub ist für mich eine Ewigkeit; der Denunciant ist noch nicht bestraft, er kann also hoffen, daß er nicht bestraft werde, und, bei meiner Ehre! wenn er dieß hofft, so täuscht er sich."

„Wohlan, hören Sie mich, Morcerf."

„Ah! Beauchamp, ich sehe, daß Sie etwas wissen, sehen Sie, Sie geben mir das Leben zurück!"

„Ich sage Ihnen nicht, daß dieß die Wirklichkeit sey, Albert, aber es ist wenigstens ein Licht in der Nacht: vielleicht wird dieses Licht, wenn wir ihm folgen, an das Ziel führen."

„Sprechen Sie, Sie sehen wohl, daß ich vor Ungevergehe."

„Nun denn, ich will Ihnen erzählen, was ich Ihnen nach meiner Rückkehr von Janina nicht sagen wollte.“

„Sprechen Sie!“

„Hören Sie, Albert, was geschah; ich war ganz natürlich bei dem ersten Banquier der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen; bei dem ersten Worte, das ich von der Angelegenheit sprach, bevor auch nur der Name Ihres Vaters ausgesprochen wurde, sagte er: „Ah! sehr wohl, ich errathe, was Sie hierher führt.“

„Wie so und warum?“

„Weil ich vor kaum vierzehn Tagen wegen des nämlichen Gegenstandes befragt wurde.“

„Von wem?“

„Von einem Banquier in Paris, meinem Correspondenten.“

„Wie heißt er?“

„Herr Danglars.“

„Er!“ rief Albert aus; „in der That, sicher ist er es, der seit so langer Zeit meinen armen Vater mit seinem neidischen Hasse verfolgt, er, der angebliche populäre Mann, welcher es dem Grafen von Morcerf nicht verzeihen kann, Pair von Frankreich zu seyn. Und, sehen Sie, die Wiederaufhebung der Ehe ohne Angabe eines Grundes; ja, es ist wohl so.“

„Erkundigen Sie sich, Albert, aber erzürnen Sie sich nicht zum Voraus; erkundigen Sie sich, sag' ich, und wenn die Sache wahr ist...“

„O! ja, wenn die Sache wahr ist,“ rief der junge Mann aus, „wird er mir Alles büßen, was ich gelitten habe.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Morcerf, er ist schon ein alter Mann.“

„Ich werde Achtung für sein Alter haben, wie er Achtung für die Ehre meiner Familie hatte: wenn er meinem Vater zürnte, warum machte er es nicht *mit* meinem Vater aus? O! nein, er fürchtete sich, einem Manne gegenüber zu stehen!“

„Albert, ich geb' Ihnen nicht Unrecht, ich halte Sie nur zurück; Albert handeln Sie vorsichtig!“

„O! seyen Sie unbesorgt; zudem werden Sie mich begleiten, Beauchamp; die feierlichen Angelegenheiten müssen vor Zeugen verhandelt werden. Vor dem Ende dieses Tages wird Herr Danglars, wenn Herr Danglars der Schuldige ist, zu leben aufgehört haben, oder *ich* werde todt seyn. Pardieu, Beauchamp, ich will meiner Ehre ein schönes Leichenbegängniß halten.“

„Wohlan, wenn solche Entschlüsse gefaßt sind, Albert, dann muß man sie auf der Stelle vollziehen. Sie wollen zu Herrn Danglars gehen? Gehen wir!“

Man ließ ein Miethcabriolet holen. In das Hôtel des Banquier tretend, gewahrte man den Phaeton und den Diener des Herrn Andrea Cavalcanti vor der Thüre.

„Ah! parbleu! das geht gut!“ sagte Albert mit düsterer Stimme. „Wenn Herr Danglars sich nicht mit mir schlagen will, werde ich ihm seinen Eidam tödten. Ein Cavalcanti, der wird sich schlagen!“

Man meldete den jungen Mann dem Banquier der bei Albert's Namen, des Vorfalles am Tage vorher kundig, den Eintritt nicht gestatten ließ. Es war jedoch zu spät, und Albert dem Lakeien gefolgt; er hörte den

gegebenen Befehl, drängte die Thüre auf, und trat, Beauchamp hinter sich, in das Cabinet des Banquier. „O, mein Herr," rief dieser aus, „hat man nicht mehr das Recht, bei sich zu empfangen, wenn man will, oder wenn man nicht will? Es dünkt mir, daß Sie sich auf eine befremdende Weise vergessen."

„Nein, mein Herr," erwiederte Albert gelassen, „es giebt Lagen, und Sie befinden sich in einer von diesen, in denen man, ... die Feigheit ausgenommen, eine Zuflucht, die ich Ihnen frei stelle, ... zu Hause seyn muß, wenigstens für gewisse Personen."

„Was wollen Sie also von mir, mein Herr?"

„Ich will Ihnen," antwortete Morcerf, sich nähernd, ohne zu scheinen, als ob er Cavalcanti beachte, der sich mit dem Rücken an den Kamin lehnte, „ich will Ihnen ein Rendez-vous in einem abgelegenen Winkel vorschlagen, wo zehn Minuten lang Sie Niemand stören wird, mehr verlange ich nicht von Ihnen, wo von zwei Männern, die sich treffen werden, einer auf dem Platze bleiben wird."

Danglars erblaßte, Cavalcanti machte eine Bewegung, Albert kehrte sich zum jungen Manne um. „O! mein Gott!" sagte er, „kommen Sie, wenn Sie wollen, Herr Graf; Sie haben das Recht, dabei zu seyn, Sie gehören beinahe zur Familie, und ich gebe solche Arten von Rendez-vous eben so vielen Leuten, als sich dabei einfinden, um sie anzunehmen."

Cavalcanti schaute Danglars mit bestürzter Miene an, der mit einer Anstrengung aufstand, und zwischen die beiden jungen Leute trat. Albert's Angriff auf

Cavalcanti, hatte ihn auf ein anderes Feld gebracht, und er hoffte, daß Albert's Besuch einen andern Grund habe, als jenen, den er anfangs vermuthete. „Ah! mein Herr," sagte er zu Albert, „wenn Sie hierher kommen, um mit diesem Herrn da Händel zu suchen, weil ich ihn Ihnen vorzog, so setze ich Sie in Kenntniß, daß ich eine Staatsanwaltsache daraus machen werde."

„Sie irren sich, mein Herr," versetzte Morcerf mit einem düsteren Lächeln, „ich spreche nicht im mindesten von der Welt vom Heirathen, und wende mich an Herrn Cavalcanti nur, weil er mir einen Augenblick die Absicht gehabt zu haben schien, sich in unsern Handel zu mischen. Und dann haben Sie übrigens Recht," sagte er, „ich suche heute mit Jedermann Händel; doch seyen Sie unbesorgt, Herr Danglars, das Vorrecht gebührt Ihnen."

„Mein Herr," antwortete Danglars, blaß vor Zorn und Furcht, „ich bemerke Ihnen, daß ich, wenn ich das Unglück habe, auf meinem Wege eine wüthende Dogge zu finden, sie tödte, und, weit entfernt, mich für strafbar zu halten, der Staatsgesellschaft einen Dienst erwiesen zu haben denke. Nun aber, wenn Sie wüthend sind, und mich zu beißen beabsichtigen, so werde ich Sie, damit Sie es nur wissen, ohne Erbarmen tödten. Ei, ist's meine Schuld, wenn Ihr Vater entehrt wird?"

„Ja, Elender!" rief Morcerf aus, „es ist Deine Schuld!"

Danglars that einen Schritt zurück.

„Meine Schuld! meine!" sagte er; „Sie sind ja verrückt! Weiß ich die griechische Geschichte! Bin ich in jene Länder gereiset! Hab' ich Ihrem Vater ge-

rathen, die Schlösser von Janina zu verkaufen! zu verrathen . . ."

„Stille!" unterbrach ihn Albert mit dumpfer Stimme. „Nein, nicht Sie haben unmittelbar dieses Aufsehen gemacht, und dieses Unglück veranlaßt, aber Sie haben es auf eine heuchlerische Weise herbeigeführt."

„Ich!"

„Ja, Sie! Von woher kommt die Offenbarung?"

„Mir dünkt, das Journal sagte es Ihnen, von Janina, parbleu!"

„Wer schrieb nach Janina?"

„Nach Janina?"

„Ja. Wer schrieb, um Aufschlüsse über meinen Vaer zu verlangen?"

„Jedermann, scheint mir, kann nach Janina schreiben."

„Dennoch schrieb eine einzige Person."

„Eine einzige?"

„Ja, und diese Person sind Sie!"

„Allerdings schrieb ich; mir scheint, daß man, wenn ian seine Tochter an einen jungen Mann verheirathet, ber die Familie dieses jungen Mannes Erkundigungen nziehen kann; dieß ist nicht bloß ein Recht, sondern ich eine Pflicht."

„Sie schrieben, mein Herr," äußerte Albert, „vollmmen die Antwort kennend, welche kommen würde."

„Ich! ah! ich schwöre Ihnen," rief Danglars mit em Vertrauen und mit einer Zuversicht aus, die vielht noch weniger aus seiner Furcht entsprangen, als der Theilnahme, die er im Grunde für den unglück-

lichen jungen Mann fühlte; „ich schwöre Ihnen, daß ich nie daran gedacht hätte, nach Janina zu schreiben. Kannte ich die Catastrophe von Ali-Pascha?"

„Dann hat Sie also Jemand verleitet, zu schreiben?"

„Gewiß."

„Man hat Sie verleitet?"

„Ja."

„Wer?... Vollenden Sie... Sprechen Sie!..."

„Pardieu! nichts Einfacheres; ich sprach von der Vergangenheit Ihres Vaters; ich sagte, daß die Quelle seines Vermögens immer unbekannt geblieben sey. Die Person fragte mich, wo Ihr Vater dieses Vermögen erworben habe. Ich antwortete: In Griechenland. Dann sagte sie zu mir: „„Wohlan, schreiben Sie nach *Janina*.""

„Und wer gab Ihnen diesen Rath?"

„Parbleu! der Graf von Monte-Christo, Ihr Freund."

„Der Graf von Monte-Christo sagte Ihnen, daß Sie nach Janina schreiben sollten?"

„Ja, und ich schrieb. Wollen Sie meine Correspondenz sehen? Ich will sie Ihnen zeigen."

Albert und Beauchamp schauten sich an.

„Mein Herr," äußerte nun Beauchamp, der das Wort noch nicht genommen hatte, „mir scheint, daß Sie den Grafen beschuldigen, der von Paris abwesend ist und in diesem Momente sich nicht rechtfertigen kann?"

„Ich beschuldige Niemand, mein Herr," versetzte Danglars, „ich erzähle und werde vor dem Herrn Grafen von Monte-Christo widerholen, was ich so eben in Ihrer Gegenwart sagte."

„Und der Graf weiß, welche Antwort Sie erhielten?"

„Ich zeigte sie ihm."

„Wußte er, daß mein Vater mit dem Taufnamen Fernand, und mit seinem Familiennamen Mondego heiße?"

„Ja, ich hatte es ihm schon lange gesagt; zudem that ich hiemit, was jeder Andere an meiner Stelle gethan hätte, und vielleicht viel weniger. Als am andern Tage nach dieser Antwort, von Herrn von Monte-Christo gedrängt, Ihr Vater kam, um die Hand meiner Tochter offiziell anhaltend, wie man es macht, wenn man die Sache zu Ende bringen will, gab ich eine abschlägige Antwort rund heraus, es ist wahr, aber ohne Erklärung, ohne Aufsehen. In der That, warum hätte ich ein Aufsehen machen sollen! Was lag mir an der Ehre oder Unehre des Herrn von Morcerf? Dieß trug weder zum Steigen, noch zum Fallen der Rente bei."

Albert fühlte, daß ihm die Röthe in die Stirne stieg; es war kein Zweifel mehr, Danglars vertheidigte sich mit Gemeinheit, aber mit der Zuversicht eines Mannes, der, wenn nicht die ganze Wahrheit, wenigstens einen Theil der Wahrheit sagt, zwar nicht Gewissenshalber, aber aus Schrecken. Was suchte übrigens Morcerf? Nicht die größere oder geringere Schuldhaftigkeit von Danglars oder Monte-Christo, sondern einen Mann, der für die leichte oder schwere Beleidigung einstand, einen Mann, der sich schlüge, und offenbar würde Danglars sich nicht schlagen. Und dann wurden alle vergessenen oder unbemerkten Umstände seinen Augen wieder sichtbar oder seinem Gedächtnisse gegenwärtig. Monte-Christo wußte Alles, weil er die Tochter des Ali-Pascha gekauft hatte; da er Alles wußte, rieth er Danglars, nach Ja-

nina zu schreiben. Von dieser Antwort unterrichtet, entsprach er dem von Albert geäußerten Wunsche, Haydée vorgestellt zu werden; als er einmal bei ihr war, lenkte er das Gespräch auf Ali's Tod, und widersetzte sich nicht der Erzählung von Haydée; aber ohne Zweifel hatte er dem jungen Mädchen in den wenigen neugriechischen Worten, die er sprach, Weisungen gegeben, welche Morcerf nicht gestatteten, seinen Vater zu erkennen; bat er übrigens nicht Morcerf, den Namen seines Vaters in Gegenwart von Haydée nicht auszusprechen? Endlich führte er Albert in dem Momente in die Normandie, in welchem, wie er wußte, der große Schlag geschehen sollte. Es unterlag keinem Zweifel, daß all' das berechnet, und daß Monte-Christo mit den Feinden seines Vaters im Einverständnisse war. Albert nahm Beauchamp bei Seite, und theilte ihm alle diese Gedanken mit.

„Sie haben Recht," sagte dieser, „Herr Danglars ist dabei nur in Bezug auf das Brutale und Materielle betheiliget, und Sie müssen von Herrn von Monte-Christo eine Erklärung verlangen."

Albert kehrte sich um. „Mein Herr," sagte er zu Danglars, „Sie begreifen, daß ich noch keinen definitiven Abschied von Ihnen nehme; ich muß noch erfahren, ob Ihre Beschuldigungen gegründet sind, und um mich davon zu überzeugen, geh' ich auf der Stelle zu dem Herrn Grafen von Monte-Christo."

Und den Banquier grüßend, ging er mit Beauchamp fort, ohne daß er Cavalcanti zu beachten schien.

Danglars begleitete ihn bis zur Thüre, und an der

Thüre erneuerte er Albert die Versicherung, daß kein Beweggrund persönlichen Hasses gegen den Herrn Grafen von Morcerf sein Benehmen leite.

Die Beleidigung.

Vor der Thüre des Banquiers hielt Beauchamp Morcerf an. „Hören Sie," sagte er zu ihm, „eben erst bemerkte ich Ihnen, daß Sie von Herrn von Monte-Christo eine Erklärung verlangen müßten?"

„Ja, und wir gehen zu ihm."

„Ueberlegen Sie einen Augenblick, Morcerf, bevor wir zum Grafen gehen."

„Was soll ich nach Ihrer Meinung überlegen?"

„Die Wichtigkeit dieses Schrittes."

„Ist er wichtiger, als zu Herrn Danglars zu gehen?"

„Ja; Herr Danglars ist ein Geldmann, und die Geldmänner, wie Sie wissen, verstehen sich zu gut auf das Capital, das sie riskiren, um sich leicht zu schlagen. Der Andere dagegen ist ein Edelmann, wenigstens dem Anscheine nach; fürchten Sie aber nicht, unter dem Edelmanne den Bravo zu treffen?"

„Ich fürchte nur Eines, einen Mann zu finden, der sich nicht schlägt."

„O! seyen Sie unbesorgt," versetzte Beauchamp, „dieser wird sich schlagen. Ich fürchte sogar, er möchte sich allzu gut schlagen; nehmen Sie sich in Acht!"

„Freund," sagte Morcerf mit einem schönen Lächeln, „dieß ist mein Wunsch; und das Glücklichste, was mir

begegnen kann, ist: für meinen Vater getödtet zu werden; dieß wird uns Alle retten."

„Dieß wird Ihrer Mutter den Tod bringen."

„Arme Mutter!" erwiederte Morcerf, indem er mit der Hand über seine Augen fuhr; „ich weiß es wohl, aber es ist besser, wenn sie deßhalb stirbt, als aus Schande."

„Sie sind völlig entschlossen, Albert?"

„Gehen wir doch!"

„Aber glauben Sie, daß wir ihn treffen?"

„Er sollte einige Stunden nach mir zurückkommen, und gewiß wird er zurückgekommen seyn."

Sie stiegen ein, und ließen sich in den Zugang der Champs=Elyssées, Nummer dreißig führen. Beauchamp wollte allein aussteigen, aber Albert bemerkte ihm, daß diese Angelegenheit, da sie die gewöhnlichen Regeln überschreite, ihm erlaube, sich von der Etikette des Duelles zu entfernen. Der junge Mann handelte in allem dem für eine so heilige Sache, daß Beauchamp nichts Anderes zu thun hatte, als sich in alle seine Willensmeinungen zu fügen; er gab also Morcerf nach, und begnügte sich, ihm zu folgen. Albert gelangte mit einem Sprunge von der Loge des Portiers zur Freitreppe. Baptistin empfing ihn. Der Graf war wirklich angekommen, aber eben im Bade, und hatte verboten, Jemand vorzulassen, sey es wer immer.

„Aber nach dem Bade?" fragte Morcerf.

„Der Herr wird diniren."

„Und nach dem Diné?"

„Der Herr wird eine Stunde schlafen."

„Nachher?“

„Nachher wird er in die Oper gehen.“

„Wissen Sie es gewiß?“ fragte Albert.

„Ganz gewiß; der Herr hat seine Pferde auf Punkt acht Uhr bestellt.“

„Sehr wohl,“ erwiederte Albert; „dieß ist Alles, was ich wissen wollte.“

Dann wendete er sich zu Beauchamp. „Wenn Sie etwas zu thun haben, Beauchamp, so thun Sie es sogleich; sollten Sie heute Abend ein Rendez-vous haben, so verschieben Sie es auf morgen. Sie begreifen, daß ich auf Ihren Besuch der Oper zähle. Wenn Sie können, bringen Sie Château-Renaud mit.“

Beauchamp benützte die Erlaubniß, und verließ Albert, nachdem er ihm versprochen hatte, ihn um drei Viertel auf acht Uhr abzuholen. Heimgekehrt, setzte Albert Franz, Debray und Morrel von seinem Wunsche in Kenntniß, sie am nämlichen Abende in der Oper zu sehen. Dann besuchte er seine Mutter, die seit den Ereignissen des vorigen Tages Niemand vorließ, und in ihrem Zimmer blieb. Er fand sie im Bette, vom Schmerze dieser öffentlichen Demüthigung vernichtet. — Albert's Anblick brachte auf Mercédès jene Wirkung hervor, die man davon erwarten konnte; sie drückte ihrem Sohne die Hand, und brach in Schluchzen aus. Diese Thränen verschafften ihr jedoch Linderung. Albert blieb einen Augenblick stumm an dem Bette seiner Mutter stehen. Man sah an seinem blassen Gesichte und an seiner gerunzelten Stirne, daß sein Racheentschluß in seinem Herzen immer mehr sich abkühlte. — „Meine

Mutter," fragte er, kennen Sie irgend einen Feind des Herrn von Morcerf?"

Mercédès bebte; sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht sagte: meines Vaters!

„Mein Lieber," antwortete sie, „Leute von der Stellung des Vaters haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Uebrigens sind Feinde, die man kennt, nicht die gefährlichsten, wie Sie wissen."

„Ja, ich weiß dieß, daher appellire ich an Ihre ganze Scharfsichtigkeit. Meine Mutter, Sie sind eine so überlegene Frau, daß Ihnen nichts entgeht."

„Warum sagen Sie mir dieß?"

„Weil Sie, zum Beispiel, bemerken, daß Herr von Monte-Christo am Abende des Balles, den wir gaben, nichts bei uns genießen wollte."

Mercédès erhob sich ganz zitternd auf ihrem fieberheißen Arme, und rief aus:

„Herr von Monte-Christo? Und in welcher Beziehung sollte er zu der Frage stehen, die Sie an mich stellen?" "

„Sie wissen es, meine Mutter, Herr von Monte-Christo ist fast ein Mann des Orients, und die Orientalen essen und trinken nie bei ihren Feinden, um die volle Freiheit zu bewahren, sich zu rächen."

„Herr von Monte-Christo ist unser Feind, sagen Sie, Albert?" versetzte Mercédès, indem sie bleicher wurde, als das Leintuch, welches sie bedeckte. „Wer sagte Ihnen dieß? Warum? Sie sind verrückt, Albert. Herr von Monte-Christo erwies uns nur Artigkeiten. Herr von Monte-Christo rettete Ihnen das Leben; Sie

selbst stellten ihn uns vor. O! ich bitte Sie, mein Sohn, wenn Sie einen solchen Gedanken hegten, so geben Sie ihn auf, und wenn ich Ihnen eine Anempfehlung zu machen, ich will noch mehr sagen, wenn ich eine Bitte an Sie zu stellen habe, so halten Sie sich gut mit ihm."

„Meine Mutter," erwiederte der junge Mann mit einem düsteren Blicke, „Sie haben Gründe, welche Sie bestimmen, mir die Schonung dieses Mannes anzuempfehlen."

„Ich!" rief Mercédès aus, eben so schnell erröthend, als sie erblaßte, und fast eben so schnell noch bläffer werdend, als zuvor.

„Ja, gewiß, und dieser Grund besteht darin, daß dieser Mann uns nichts Böses zufügen kann, nicht wahr?" fragte Albert.

Mercédès bebte, und sagte zu Albert, einen forschenden Blick auf ihren Sohn heftend: „Sie sprechen auf eine befremdende Weise mit mir, und hegen sonderbare vorgefaßte Meinungen, wie mir dünkt. Was that Ihnen denn der Graf? Vor drei Tagen waren Sie mit ihm in der Normandie; vor drei Tagen betrachtete ich ihn, und betrachteten Sie ihn als Ihren besten Freund."

Ein ironisches Lächeln zuckte über Albert's Lippen. Mercédès sah dieses Lächeln, und errieth Alles, mit dem doppelten Instincte eines Weibes und einer Mutter; aber, vorsichtig und stark, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Beben. Albert ließ das Gespräch fallen, nach einer Pause knüpfte es die Gräfin wieder an. „Sie kamen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen," sagte

sie, „und ich antworte Ihnen freimüthig, mein Freund, daß ich mich nicht wohl befinde, Sie sollten da bleiben, Albert, und mir Gesellschaft leisten; es ist ein Bedürfniß für mich, nicht allein zu seyn.“

„Meine Mutter,“ entgegnete der junge Mann, „ich stände Ihnen zu Befehl, und Sie wissen mit welcher Freude, zwänge mich nicht eine dringende und wichtige Angelegenheit, Sie den ganzen Abend zu verlassen.“

„Ah! sehr wohl,“ antwortete Mercédès seufzend, „gehen Sie, Albert, ich will Sie nicht zum Sclaven Ihrer kindlichen Liebe machen.“

Albert stellte sich, als ob er sie nicht verstehe, grüßte seine Mutter, und entfernte sich. Kaum hatte der junge Mann die Thüre wieder zugeschlossen, als Mercédès einem vertrauten Diener rufen ließ, und ihm befahl, Albert überall zu folgen, wohin er an diesem Abende gehen würde, und ihr alsogleich Nachricht zu geben. Dann klingelte sie ihrer Zofe, und ließ sich ankleiden, wie schwach sie auch war, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu seyn: Die dem Lakeien übertragene Mission war nicht schwierig zu vollziehen. Albert ging in seine Wohnung, und kleidete sich mit einer Art ernster Sorgfalt. Um acht Uhr weniger zehn Minuten kam Beauchamp: er hatte Château-Renaud besucht, und dieser versprochen, im Orchester vor dem Aufrollen des Vorhanges sich einzufinden. Beide stiegen in Albert's Halbkutsche, der, ohne die Veranlassung zu verschweigen, wohin er gehe, ganz laut rief: „In die Oper!“

In seiner Ungeduld kam er vor dem Aufrollen des Vorhanges an. Château-Renaud war auf seinem Sperr-

sitze: durch Beauchamp von Allem unterrichtet, bedurfte er keiner Erklärung von Albert. Das Benehmen dieses Sohnes, der seinen Vater rächen wollte, war so natürlich, daß Château-Renaud durchaus nicht versuchte, ihn abzureden, und sich begnügte, ihm die Versicherung zu erneuern, daß er zu seiner Verfügung stehe. Debray war noch nicht gekommen, aber Albert wußte, daß er sehr selten bei einer Oper fehlte. Albert irrte im Theater bis zum Aufziehen des Vorhanges herum. Er hoffte Monte-Christo entweder im Gange oder auf der Treppe zu treffen. Die Klingel rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich im Orchester zwischen Château-Renaud und Beauchamp. Aber seine Augen wendeten sich von jener Zwischensäulenloge nicht ab, die den ganzen ersten Act hindurch hartnäckig geschlossen bleiben zu wollen schien. Endlich, als Albert zum hundertstenmale auf seine Uhr sah, bei dem Beginne des zweiten Actes, ging die Logenthüre auf, und Monte-Christo trat ein, schwarz gekleidet, und lehnte sich auf die Brüstung, um in das Parterre zu schauen; Morrel folgte ihm, und suchte mit Blicken seine Schwester und seinen Schwager. Er gewahrte sie in einer Loge des zweiten Ranges, und winkte ihnen zu.

Mit seinem kreisförmigen Blicke in das Parterre, bemerkte der Graf einen blassen Kopf und funkelnde Augen, welche seine Blicke gierig auf sich zu ziehen schienen; er erkannte Albert wohl, aber der Ausdruck, den er in diesem verstörten Gesichte gewahrte, rieth ihm ohne Zweifel, ihn nicht bemerkt zu haben. Ohne also eine Bewegung zu machen, die seinen Gedanken verriethe,

setzte er sich, zog seinen Doppelgucker aus dem Etui, und lorgnettirte nach einer andern Seite hin. Aber ohne daß der Graf den jungen Mann zu sehen schien, verlor er ihn nicht aus den Augen, und als am Schlusse des zweiten Actes der Vorhang fiel, folgte sein unfehlbarer und sicherer Blick Albert, der, von seinen zwei Freunden begleitet, das Orchester verließ. Dann erschien der nämliche Kopf wieder an der Oeffnung einer Loge im ersten Range, der seinigen gegenüber, Der Graf fühlte den Sturm herannahen, und wußte, als er den Schlüssel im Schlosse seiner Loge umdrehen hörte, obgleich er gerade in diesem Momente mit dem heitersten Gesichte mit Morrel sprach, was nun bevorstehe, und hatte sich auf Alles vorbereitet. Die Thüre ging auf.

Nun erst kehrte sich Monte-Christo um, und erblickte Albert erdfahl und zitternd; hinter ihm waren Beauchamp und Chateau-Renaud. „Siehe da!" rief er mit jener wohlwollenden Artigkeit aus, welche gewöhnlich seine Begrüßung von den banalen Höflichkeiten der Gesellschaft unterschied, „mein Reiter ist an das Ziel gekommen. Guten Abend, Herr von Morcerf."

Und das Antlitz dieses auf eine so seltene Weise sich selbst beherrschenden Mannes, drückte die vollkommenste Herzlichkeit aus. Erst jetzt erinnerte sich Morrel des vom Vicomte erhaltenen Briefes, worin Dieser, ohne eine nähere Erklärung, ihn bat, in der Oper zu erscheinen, und begriff, daß irgend etwas Schreckliches vorgehen würde.

„Wir kommen nicht hierher, um heuchlerische Artigkeiten oder falsche Freundschaftsbezeigungen auszutau-

schen," erwiederte der junge Mann; „wir kommen, um eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, Herr Graf."

Die zitternde Stimme des jungen Mannes drang mit Mühe durch seine gepreßten Zähne.

„Eine Erklärung in der Oper?" fragte der Graf mit jenem so ruhigen Tone und mit jenem so durchdringenden Blicke, daß man an diesem doppelten Character den ewig seiner selbst mächtigen Mann erkannte. „Wie wenig vertraut ich mit den Parisersitten seyn mag, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß man hier Erklärungen verlangen könne."

„Wenn jedoch die Leute sich verheimlichen lassen," versetzte Albert, „wenn man nicht zu ihnen gelassen wird, unter dem Vorwande, daß sie im Bade, bei Tische, oder im Bette seyen, so muß man sich wohl dort an sie wenden, wo man sie trifft."

„Es ist nicht schwierig, mich zu treffen, äußerte Monte-Christo," denn gestern noch, „wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, waren Sie bei mir."

„Gestern, mein Herr," versetzte der junge Mann, dem der Zorn in den Kopf stieg, „war ich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie seyen."

Und diese Worte sprechend, hatte Albert die Stimme dergestalt erhoben, daß die in den anstoßenden Logen befindlichen Personen sie hörten, so wie jene, die durch den Gang gingen. Daher kehrten sich die Personen in den Logen um, und jene im Gange blieben bei dem Lärme dieses Streites hinter Beauchamp und Château-Renaud stehen.

„Woher kommen Sie denn, mein Herr?" fragte

Monte-Christo ohne die mindeste anscheinende Gemüthsbewegung. Sie scheinen nicht recht bei Verstand zu seyn."

„Wofern ich nur Ihre Treulosigkeiten verstehe, mein Herr, und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich hierwegen mich rächen will, so werde ich immerhin Verstand genug haben;" sagte Albert wüthend.

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht," erwiederte Monte-Christo, „und selbst wenn ich Sie verstände, würden Sie doch nur allzulaut darüber sprechen. Ich bin hier zu Hause, mein Herr, und ich allein habe das Recht, meine Stimme lauter ertönen zu lassen, als die Andern. Gehen Sie hinaus, mein Herr!"

Und Monte-Christo wies Albert die Thüre mit einer bewundernswürdigen Geberde des Gebieters.

„Ah! ich werde Sie aus Ihrem Hause schon hinausbringen!" versetzte Albert, in seinen convulsivischen Händen seinen Handschuh zerknitternd, den der Graf nicht aus dem Gesichte verlor.

„Gut! Gut!" äußerte Monte-Christo pflegmatisch „Sie suchen Streit mit mir, mein Herr, ich sehe dieß; aber ich gebe Ihnen einen Rath, Vicomte, und beherzigen Sie ihn wohl: es ist eine üble Gewohnheit, herausfordernd Aufsehen zu machen. Das Aufsehen behagt nicht Jedermann, Herr von Morcerf."

Bei diesem Namen durchzuckte ein Murmeln des Erstaunens wie ein Schauder die Zuhörer dieser Scene. Seit dem vorigen Tage war der Name Morcerf in jedem Munde. Albert verstand besser, als Alle, und zuerst vor Allen, die Anspielung, und machte eine Bewegung wie um seinen Handschuh dem Grafen in's Gesicht zu

schleudern; aber Morrel faßte seine Hand, während Beauchamp und Château-Renaud, aus Besorgniß, daß die Scene die Grenzen einer Herausforderung überschreiten möchte, ihn von rückwärts hielten. Aber Monte-Christo streckte, ohne aufzustehen, seinen Stuhl neigend, bloß die Hand aus, riß aus den gekrampften Fingern des jungen Mannes den feuchten und zerknitterten Handschuh, und sagte mit einem schrecklichen Tone: „Mein Herr, ich behalte Ihren Handschuh als geworfen, und werde Ihnen denselben um eine Kugel gewickelt zurücksenden. Entfernen Sie sich nun von hier, oder ich rufe meinen Dienern und lasse Sie zur Thüre hinauswerfen."

Wie berauscht, verstört, mit wilden Augen, that Albert zwei Schritte zurück. Morrel benützte diese Bewegung, um die Thüre wieder zu schließen. Monte-Christo nahm seinen Gucker, und begann zu lorgnettiren, wie wenn nichts Außerordentliches geschehen wäre. Dieser Mann besaß ein Herz von Bronce und ein Gesicht von Marmor.

Morrel neigte sich zu seinem Ohre. „Was thaten Sie ihm?" fragte er. „Ich? Nichts, wenigstens persönlich," antwortete Monte-Christo.

„Dieser sonderbare Auftritt muß denn doch eine Ursache haben?"

„Das Abenteuer des Grafen von Morcerf erbittert den unglücklichen jungen Mann."

„Sind Sie denn irgendwie dabei betheiliget?"

„Die Kammer ist durch Haydée von der Verrätherei seines Vaters in Kenntniß gesetzt worden."

„Man sagte mir's zwar," erwiederte Morrel, „daß

diese griechische Sclavin, die ich mit Ihnen hier in dieser Loge sah, die Tochter von Ali Pascha sey, ich wollte es aber nicht glauben."

„Und doch ist's wahr."

„O! mein Gott!" versetzte Morrel, „dann begreife ich Alles, und diese Scene war vorbedacht."

„Wie so?"

„Ja. Albert schrieb mir, ich möchte heute Abend in die Oper kommen. Dieß that er, um mich zum Zeugen der Beschimpfung zu machen, die er Ihnen zufügen wollte."

„Wahrscheinlich," äußerte Monte Christo mit seiner unstörbaren Ruhe.

„Aber was werden Sie mit ihm anfangen?"

„Mit wem?"

„Mit Albert?"

„Was ich mit Albert anfangen werde, Maximilian?" entgegnete Monte-Christo mit dem nämlichen Tone. „So wahr Sie da sind und ich Ihnen die Hand drücke, werde ich ihn morgen vor zehn Uhr Morgens tödten; dieß ist's, was ich mit ihm anfangen werde."

Nun nahm Morrel die Hand Monte-Christo's zwischen seine beiden Hände, und bebte, da er diese Hand kalt und ruhig fühlte. „Ach! Graf," sagte er, „sein Vater liebt ihn so sehr!"

„Sprechen Sie nicht von so etwas!" rief Monte-Christo mit der ersten Zornregung, die ihn zu ergreifen schien; „ich will, daß er leide."

Morrel ließ erstaunt die Hand Monte-Christo's wieder fahren. „Graf! Graf!" sagte er. „Lieber Maximi-

lian," unterbrach ihn der Graf, „hören Sie doch, wie herrlich Duprez die Stelle singt: „„O Mathilde, Abgott meiner Seele!""

„Sehen Sie, ich war der Erste, welcher in Neapel das Talent von Duprez erkannte, und der Erste, welcher ihm Beifall klatschte. Bravo! Bravo!" Morrel sah ein, daß er nichts mehr sagen könne, und wartete. Der Vorhang, der am Schlusse der Scene mit Albert aufging, fiel fast alsogleich wieder. Man klopfte an die Thüre.

„Herein!" sagte Monte-Christo, ohne daß seine Stimme die mindeste Gemüthsbewegung verrieth.

Beauchamp erschien.

„Guten Abend, Herr Beauchamp," sagte Monte-Christo, wie wenn er den Journalisten an diesem Abende zum erstenmale gesehen hätte; „setzen Sie sich doch."

Beauchamp grüßte, trat ein, und setzte sich. „Mein Herr," sagte er zu Monte Christo, „ich begleitete eben erst Herrn von Morcerf, wie Sie sehen konnten."

„Was sagen will," entgegnete Monte-Christo lachend, „daß Sie wahrscheinlich mit einander dinirten. Ich fühle mich glücklich, Herr Beauchamp, zu sehen, daß Sie mäßiger sind, als er."

„Mein Herr," sagte Beauchamp, „Albert that Unrecht, ich gesteh's, sich hinreißen zu lassen, und ich komme aus eigenem Antriebe, Ihnen Entschuldigungen zu machen. Nun, da meine Entschuldigungen gemacht sind, die meinigen, verstehen Sie, Herr Graf, sage ich Ihnen, daß ich Sie für einen allzu biederen Mann halte, als daß Sie mir einigen Aufschluß hinsichtlich

Ihrer Beziehungen zu den Leuten von Janina verweigern sollten. Dann werde ich etliche Worte über jene junge Griechin beifügen."

Monte-Christo machte mit der Lippe und den Augen eine kleine Geberde, welche Stille gebot. „Ei," setzte er lachend hinzu, „da sind ja alle meine Hoffnungen vereitelt."

„Wie so?"" fragte Beauchamp.

„Gewiß", Sie beeilen sich, mich in den Ruf der Ueberspanntheit zu bringen; Ihrer Meinung nach bin ich ein Lara, ein Manfred, ein Lord Ruthwen; dann, da der Moment vorüber ist, mich überspannt zu sehen, verderben Sie Ihr Musterbild, Sie versuchen, aus mir einen banalen Mann zu machen. Sie wollen mich gemein, alltäglich; kurz, Sie verlangen Erklärungen von mir. Gehen Sie doch, Herr Beauchamp, Sie scherzen ja!"

„Dennoch giebt es Gelegenheiten," versetzte Beauchamp stolz, „in denen die Rechtschaffenheit gebietet..."

„Herr Beauchamp," unterbrach ihn der sonderbare Mann, „dem Herrn Grafen von Monte-Christo gebietet nur der Herr Graf von Monte-Christo. Also kein Wort mehr von allem dem, wenn es Ihnen beliebt. Ich thue, was ich will, Herr Beauchamp, und, glauben Sie mir, es ist immer sehr wohl gethan."

„Mein Herr," antwortete der junge Mann, „rechtschaffene Leute bezahlt man nicht mit dieser Münze; man schuldet der Ehre Bürgschaften."

„Mein Herr, ich bin eine lebendige Bürgschaft," entgegnete Monte-Christo unempfindsam, aber in seinen Augen flammten drohende Blitze. „Wir haben Beide

Blut in den Adern, welches zu vergießen uns gelüstet, das ist unsere gegenseitige Bürgschaft. Bringen Sie dem Vicomte diese Antwort zurück, und sagen Sie ihm, daß ich morgen vor zehn Uhr die Farbe seines Blutes werde gesehen haben."

„Ich brauche also nur noch die Anordnungen des Duelles festzusetzen," sagte Beauchamp.

„Dieß ist mir völlig gleichgültig, mein Herr," äußerte der Graf von Monte-Christo; „es war also überflüssig, wegen einer solchen Kleinigkeit mich im Theater zu stören. In Frankreich schlägt man sich auf den Degen oder auf Pistolen; in den Colonien nimmt man den Carabiner; in Arabien gebraucht man den Dolch. Sagen Sie Ihrem Clienten, daß ich ihm, obgleich ich der Beleidigte bin, jedoch um bis an's Ende excentrisch zu seyn, die Wahl der Waffen lasse, und daß ich Alles annehmen werde, ohne Erörterung, ohne Widerstreit; Alles, verstehen Sie wohl, Alles, selbst das Duell vermittelst des Loosens, das immer albern ist. Bei mir ist's aber etwas Anderes, ich bin des Gewinnens gewiß."

„Des Gewinnens gewiß!" wiederholte Beauchamp, den Grafen mit bestürztem Blicke anschauend.

„Ei, allerdings," sagte Monte-Christo, leicht die Achseln zuckend. „Sonst würde ich mit Herrn von Morcerf mich nicht schlagen. Ich werde ihn tödten, es muß so seyn, es wird so seyn. Nur bezeichnen Sie mir heute Abend in meiner Wohnung ganz kurz die Waffe und die Stunde, ich lasse nicht gerne auf mich warten."

„Auf Pistolen, um acht Uhr Morgens, im Gehölze von Vincennes," erwiederte Beauchamp, aus der

Fassung gebracht, da er nicht wußte, ob er es mit einem verwegenen Prahler oder mit einem übernatürlichen Wesen zu thun habe.

„Gut, mein Herr," bemerkte Monte-Christo; „nun, da Alles geordnet ist, lassen Sie mich die Oper anhören, ich bitte Sie, und sagen Sie Ihrem Freunde Albert, er möge diesen Abend nicht wieder kommen; er würde sich mit allen seinen Brutalitäten von schlechtem Geschmacke schaden; er solle heimgehen und schlafen."

Beauchamp entfernte sich ganz erstaunt.

„Jetzt zähle ich auf Sie, nicht wahr?" sagte Monte-Christo, zu Morrel sich wendend.

„Gewiß," antwortete Morrel, „und Sie können über mich verfügen, Graf; jedoch..."

„Was?"

„Es wäre von Wichtigkeit, Graf, daß ich die wahre Ursache wüßte..."

„Das heißt: Sie lehnen ab?"

„Nein."

„Die wahre Ursache, Morrel?" sagte der Graf; „selbst dieser junge Mann handelt als ein Blinder, und kennt sie nicht. Die wahre Ursache ist nur mir und Gott bekannt; aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der sie kennt, mit uns seyn wird."

„Dieß genügt, Graf," erwiederte Morrel. „Wer ist Ihr zweiter Secundant?"

„Ich kenne Niemand in Paris, dem ich diese Ehre erweisen will, als Sie, Morrel, und Ihren Schwager Emanuel. Glauben Sie, daß Emanuel mir diese Gefälligkeit gewähren mag?"

„Ich verbürge mich für ihn, wie für mich, Graf."

„Gut! Das ist Alles, was ich bedarf. Morgen, um sieben Uhr Morgens in meiner Wohnung, nicht wahr?"

„Wir werden dort seyn."

„Stille! Der Vorhang geht auf, hören wir. Ich pflege von dieser Oper keine Note zu verlieren; Wilhelm Tell ist eine so herrliche Tondichtung!"

Die Nacht.

Herr von Monte-Christo wartete, nach seiner Gewohnheit, bis Duprez sein berühmtes „Folget mir!" gesungen hatte, und dann erst stand er auf, und ging fort. Vor der Thüre verließ ihn Morrel mit dem erneuerten Versprechen, mit Emanuel am andern Tage Morgens Schlag sieben Uhr bei ihm zu seyn. Dann stieg er in seine Halbkutsche, immer ruhig und lächelnd. Fünf Minuten nachher war er zu Hause. Nur hätte man den Grafen nicht kennen müssen, um sich durch den Ausdruck täuschen zu lassen, womit er eintretend zu Ali sagte: „Ali, meine Pistolen mit dem Elfenbeinkolben!"

Ali brachte seinem Gebieter das Futteral, und dieser begann die Waffen mit einer Sorgfalt zu untersuchen, die bei einem Manne sehr natürlich ist, der sein Leben einem bischen Eisen und Blei anvertrauen will. Dieß waren besondere Pistolen, welche Monte-Christo hatte machen lassen, um in seinen Gemächern auf die Scheibe zu schießen. Ein Zündhütchen genügte, um die Kugeln fortzutreiben, und vom Seitenzimmer aus hätte man nicht

vermuthen können, daß der Graf, wie man schützenmäßig sagt, sich einzuschießen beschäftiget sey. Er war eben daran, die Waffe handgerecht zu fügen, und den Zielpunkt auf einer kleinen Platte von Eisenblech zu suchen, die ihm zur Scheibe diente, als die Thüre seines Cabibets aufging, und Baptistin eintrat. Aber bevor noch dieser den Mund öffnete, erblickte der Graf an der offen gebliebenen Thüre eine verschleierte Frau im Halbdunkel des anstoßenden Gemaches, welche Baptistin gefolgt war. Sie gewahrte den Grafen mit der Pistole in der Hand, sie sah zwei Degen auf einem Tische, sie eilte herein. Baptistin fragte seinen Gebieter mit dem Blicke. Der Graf machte ein Zeichen, Baptistin ging fort, und verschloß die Thüre wieder hinter sich.

„Wer sind Sie, Madame?“ fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte warf einen Blick um sich her, um sich zu versichern, daß sie allein sey, dann neigte sie sich, wie um sich niederzuknien, und sagte, die Hände faltend, mit dem Tone der Verzweiflung: „Edmund, Sie werden meinen Sohn nicht tödten!“

Der Graf that einen Schritt zurück, stieß einen schwachen Schrei aus, und ließ die Waffe fallen, die er in der Hand hielt. „Welchen Namen sprachen Sie da aus, Frau von Morcerf?“ erwiederte er.

„Den Ihrigen,“ rief sie, ihren Schleier zurückwerfend, „den Ihrigen, den vielleicht ich allein nicht vergaß. Edmund, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercédès.“

„Mercédès ist todt, Madame,“ äußerte Monte=

Christo, „und ich kenne Niemand mehr unter diesem Namen.“

„Mercédès lebt, mein Herr, und Mercédès erinnert sich, denn nur sie erkannte Sie, als sie Sie sah, und selbst ohne Sie zu sehen, Edmund, an dem bloßen Klange Ihrer Stimme, und seit jener Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, überwacht Sie, fürchtet Sie, und hatte nicht nöthig, die Hand zu suchen, welche den Schlag führte, der den Herrn von Morcerf traf.“

„Fernand, wollen Sie sagen, Madame,“ versetzte Monte-Christo mit bitterer Ironie; „Da wir im Zuge sind, an unsere Namen uns zu erinnern, so wollen wir uns an alle erinnern.“ Und Monte-Christo hatte den Namen Fernand mit einem solchen Ausdrucke von Haß ausgesprochen, daß Mercédès den Schauder des Schreckens durch ihren ganzen Leib rieseln fühlte.

„Sie sehen wohl, Edmund, daß ich mich nicht täuschte,“ rief Mercédès aus, „und daß ich Ursache habe, zu Ihnen zu sagen: Schonen Sie meines Sohnes!“

„Und wer sagte Ihnen, Madame, daß ich Ihrem Sohne etwas anhaben wolle?“

„Niemand mein Gott! aber eine Mutter ist eine Doppelseherin. Ich errieth Alles, ich folgte ihm heute Abend in die Oper, und sah Alles, in einer Parterreloge versteckt.“

„Wenn Sie Alles sahen, Madame, dann sahen Sie auch, daß Fernand's Sohn mich öffentlich beschimpfte?“ fragte Monte-Christo mit einer schrecklichen Ruhe.

„O! Erbarmen!“

„Sie sahen,“ fuhr der Graf fort, „daß er seinen

Handschuh mir in's Gesicht würde geworfen haben, wenn nicht einer von meinen Freunden, Herr Morrel, ihm den Arm gehalten hätte."

„Hören Sie mich an. Auch mein Sohn errieth Sie; Ihnen schreibt er die Mißgeschicke zu, die seinen Vater treffen."

„Madame," versetzte Monte-Christo, „Sie verwechseln die Sachen: es sind keine Mißgeschicke, es ist eine Züchtigung. Nicht ich, griff Herrn von Morcerf an, die Vorsehung straft ihn."

„Und warum setzen Sie sich an die Stelle der Vorsehung?" rief Mercédès aus. „Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergißt? Was liegt Ihnen an Janina und dessen Vezir? Welchen Schaden fügte Ihnen Fernand Mondego durch den Verrath Ali Tebelin's zu?"

„Daher ist all Das eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Capitain und der Tochter von Vasiliki. Dieß geht mich nichts an, Sie haben Recht, und wenn ich schwur, mich zu rächen, so galt dieß weder dem fränkischen Capitain, noch dem Grafen von Morcerf, sondern dem Fischer Fernand, dem Manne der Catalonierin Mercédès.

„Ah! mein Herr," rief die Gräfin aus, „welche schreckliche Rache wegen eines Vergehens, zu dem das Verhängniß mich drängte! Denn die Strafbare bin ich, Edmund, und wenn Sie Grund haben, sich an Jemanden zu rächen, so rächen Sie sich an mir, da es mi[r] gegen Ihre Abwesenheit und meine Isolirung an Kra[ft] gebrach."

„Aber warum war ich abwesend, warum waren Sie isolirt?" fragte Monte-Christo.

„Weil Sie verhaftet wurden, Edmund, weil sie Gefangener waren.“

„Und warum wurde ich verhaftet, warum war ich Gefangener?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Mercédès.

„Ja, Sie wissen es nicht, Madame, wenigstens hoff' ich es. Nun denn, ich will es Ihnen sagen. Ich wurde verhaftet, ich war Gefangener, weil in der Laube der Reserve, gerade am Vorabende des Tages, an dem ich Sie heirathen sollte, ein Mann, Namens Danglars, diesen Brief schrieb, welchen der Fischer Fernand auf die Post zu tragen selbst sich erbot.“

Und zu seinem Secretär tretend, zog Monte-Christo eine Schublade, aus welcher er ein Papier nahm, das seine ursprüngliche Farbe verloren, und dessen Dinte die Rostfarbe angenommen hatte; dieses Papier legte er Mercédès vor. Es war der Brief von Danglars an den Staatsanwalt, welchen Monte-Christo, als Bevollmächtigter des Hauses Thomson und French, an dem Tage, da er dem Herrn Boville zweimalhunderttausend Francs ausbezahlte, aus dem Acte von Edmund Dantès zu sich gesteckt hatte. Mercédès las mit Schrecken folgende Zeilen:

„Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde „des Thrones und der Religion in Kenntniß gesetzt, daß „ein gewisser Edmund Dantès, Second des Schiffes: „Pharao, diesen Morgen aus Smyrna angekommen, „nachdem er zu Neapel und Porto-Ferrajo gelandet war, „von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und „vom Usurpator mit einem Briefe für das bonapartisti-

„sche Comité in Paris beauftragt gewesen ist. Man wird „den Beweis seines Verbrechens bei seiner Verhaftung „bekommen; denn man wird diesen Brief entweder bei „ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Cajüte am „Bord des Pharao finden."

„O mein Gott!" sagte Mercédès, mit der Hand über ihre schweißbenetzte Stirne fahrend; „und dieser Brief..."

„Ich kaufte ihn für zweimalhunderttausend Francs, Madame," äußerte Monte-Christo; aber dieß ist noch wohlfeil, weil er mir heute erlaubt, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen."

„Und der Erfolg dieses Briefes?"

„War meine Verhaftung, wie Sie wissen, Madame; aber was Sie n i c h t wissen, Madame, ist die Dauer dieser Verhaftung. Was Sie n i c h t wissen, *ist, daß ich* vierzehn Jahre lang eine Viertelmeile von Ihnen in einem finsteren Kerker des Schlosses If geblieben bin. Was Sie n i c h t wissen, ist, daß ich an jedem Tage dieser vierzehn Jahre das Rachegelübde erneuerte, das ich am ersten Tage ablegte, und doch wußte ich nicht, daß Sie Fernand, meinen Denuncianten, heiratheten, und daß mein Vater gestorben war, vor Hunger gestorben!"

„Gerechter Gott!" rief Mercédès wankend aus.

„Doch ich erfuhr dieß, als ich aus dem Gefängnisse kam, vierzehn Jahre nach meinem Eintritte in dasselbe, und dieß ist der Grund, daß ich bei der lebenden Mercédès und bei meinem todten Vater schwur, mich an Fernand zu rächen, und... und ich räche mich."

„Und wissen Sie gewiß, daß der unglückliche Fernand dieß that?"

„Bei meiner Seele, Madame, und er that es, wie ich es Ihnen sagte; dieß ist übrigens nicht viel abscheulicher, als, Franzose durch Adoption, zu den Engländern übergegangen zu seyn; Spanier von Geburt, gegen die Spanier gekämpft, in Ali's Solde... Ali verrathen und ermordet zu haben. Was ist solchen Handlungen gegenüber der Brief, den Sie so eben lasen? Eine galante Mystification, welche, ich bekenne und begreife es, die Frau verzeihen mag, die diesen Mann heirathete, die aber der Geliebte nicht verzeiht, welcher sie heirathen sollte. Wohlan, die Franzosen haben sich an dem Verräther nicht gerächt, die Spanier haben den Verräther nicht füsilirt, Ali, in seinem Grabe, hat den Verräther nicht bestraft; aber ich, verrathen, ermordet, ebenfalls in ein Grab geworfen, ich bin durch die Gnade Gottes aus diesem Grabe hervorgegangen, ich verdanke es Gott, mich rächen zu können; er sendet mich deßhalb, und hier bin ich!"

Die arme Frau ließ ihren Kopf und ihre Hände sinken; ihre Füße brachen unter ihr, und sie fiel auf die Knie. „Verzeihen Sie, Edmund," sagte sie, „verzeihen Sie meinetwillen, die ich Sie noch liebe!"

Die Würde der Gattin hemmte den Aufschwung der Geliebten und der Mutter. Ihre Stirne neigte sich so tief, daß sie fast den Teppich berührte. Der Graf eilte zu ihr, und hob sie auf. Dann konnte sie, in einem Lehnstuhle sitzend, durch den Schleier ihrer Thränen, das männliche Gesicht von Monte-Christo anschauen, worin Schmerz und Haß noch einen drohenden Character ausprägten. „Ich soll dieses verfluchte Geschlecht nicht ver-

nichten!" murmelte er; „ich soll Gott ungehorsam seyn, der mich zur Bestrafung desselben aufforderte! Unmöglich, Madame, unmöglich!..."

„Edmund," erwiederte die arme Mutter, alle Mittel versuchend, „mein Gott! wenn ich Sie Edmund nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercédès?"

„Mercédès!" wiederholte Monte=Christo; „Mercédès! Ei, ja wohl, Sie haben Recht, ich spreche noch so gerne diesen Namen aus, und es geschieht jetzt zum erstenmale seit gar langer Zeit, daß er so deutlich von meinen Lippen tönt. O! Mercédès, ich sprach Ihren Namen mit den Seufzern der Melancholie, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung aus; ich sprach ihn aus, vor Kälte erstarrt, auf dem Strohe meines finstern Kerkers gekauert; ich sprach ihn aus, von Gluth verzehrt, auf den Steinplatten meines Gefängnisses mich wälzend. Mercédès, ich muß mich rächen, denn vierzehn Jahre lang hab' ich gelitten, vierzehn Jahre lang geweint, verflucht; jetzt, ich sag es Ihnen, Mercédès, muß ich mich rächen!"

Und der Graf, aus Besorgniß, den Bitten Derjenigen nachzugeben, die er so sehr geliebt hatte, rief seine Erinnerungen seinem Hasse zum Beistande auf.

„Rächen Sie sich, Edmund," rief die arme Mutter aus, „aber rächen Sie sich an den Schuldigen, rächen Sie sich an mir, aber rächen Sie sich nicht an meinem Sohne!"

„Es steht in der heiligen Schrift geschrieben," antwortete Monte=Christo: „Die Vergehen der Väter fallen auf die Kinder bis in die dritte und vierte Generation."

Da Gott diese Worte in den Mund seines Propheten gelegt hat, warum sollte ich besser seyn, als Gott?"

„Weil Gott die Zeit und die Ewigkeit besitzt, welche den Menschen entgehen."

Monte-Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich, und wühlte mit den Händen in seinen schönen Haaren.

„Edmund," fuhr Mercédès fort, die Hände nach dem Grafen ausstreckend, „Edmund, seitdem ich Sie kenne; verehrte ich Ihren Namen, achtete ich Ihr Andenken. Edmund, mein Freund, zwingen Sie mich nicht, jenes edle und reine Bild zu trüben, das unaufhörlich im Spiegel meines Herzens widerstrahlet. Edmund, wenn Sie alle Gebete wüßten, die ich für Sie an Gott richtete, so lange ich Sie lebend hoffte, und seitdem ich Sie todt wähnte! Ja, todt, ach? Ich hielt Ihren Leichnam in der Tiefe irgend eines düstern Thurmes vergraben; ich hielt Ihren Leib in die Tiefe irgend eines von jenen Abgründen gestürzt, in welche die Gefangenwärter ihre todten Gefangenen rollen lassen, und weinte! Was konnte ich sonst für Sie thun, Edmund, als beten und weinen? Hören Sie mich an; seit zehn Jahren träumte ich in jeder Nacht den nämlichen Traum. Man sagte, daß Sie fliehen wollten, daß Sie den Platz eines andern Gefangenen einnahmen, daß Sie in das Grabtuch eines Todten schlüpften, und daß man die lebendige Leiche dann vom Schlosse If hinunterschleuderte, und daß nur der Schrei, den Sie, an den Felsen zerschellend, ausstießen, Ihren Todtenbestattern, die Ihre Henker geworden waren, die Unterschiebung offenbarte. Wohlan,

Edmund, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte dieses Sohnes, für den ich Sie anflehe, Edmund: zehn Jahre lang sah ich in jeder Nacht Männer, die etwas Unförmliches und Unbekanntes auf der Höhe eines Felsens schaukelten; zehn Jahre lang hörte ich in jeder Nacht einen furchtbaren Schrei; und ich erwachte darob schaudernd und eisig. Auch ich, Edmund, o! glauben Sie mir, wie strafbar ich auch war, o! ja, auch ich habe viel gelitten!"

„Haben Sie das Gefühl erduldet, daß Ihr Vater in Ihrer Abwesenheit starb?" rief Monte-Christo aus, mit den Händen in seinen Haaren wühlend; „sahen Sie das Mädchen, welches Sie zärtlich liebten, die Hand Ihrem Nebenbuhler reichen, während Sie in der Tiefe des Abgrundes röchelten?..."

„Nein," antwortete Mercédès; „aber ich sah jenen, den ich liebte, bereit, der Mörder meines Sohnes zu werden."

Mercédès sprach diese Worte mit einem so gewaltigen Schmerze aus, mit einem so verzweiflungsvollen Tone, daß bei diesen Worten und bei diesem Tone ein Schluchzen die Kehle des Grafen krampfte. Der Löwe war gebändiget, der Rächer war besiegt. „Was verlangen Sie von mir?" fragte er; „daß Ihr Sohn lebe? Wohlan, er wird leben!..."

Mercédès brach in einen Schrei aus, darob zwei Thränen aus den Augenwimpern von Monte-Christo drangen, aber diese zwei Thränen verschwanden fast alsogleich, denn ohne Zweifel hatte Gott irgend einen Engel gesendet, um sie zu sammeln, da sie vor den Augen

Gottes viel kostbarer waren, als die kostbarsten Perlen von Guzaratte und Ophir.

„O!" rief sie aus, die Hand des Grafen fassend, und sie an ihre Lippen drückend, „o! Dank, Dank, Edmund! Du bist wohl noch so, wie ich Dich immer träumte, so, wie ich Dich immer liebte. O! jetzt darf ich es sagen."

„Um so mehr," erwiederte Monte-Christo, „als der arme Edmund nicht mehr lange von Ihnen wird geliebt werden. Der Tod wird in das Grab zurückkehren, das Fantom wird in die Nacht zurückkehren."

„Was sagen Sie, Edmund?"

„Ich sage, daß ich sterben muß, Mercédès, weil Sie es gebieten."

„Sterben! Und wer sagt dieß? Wer spricht vom Sterben? Wie kommen Sie zu diesem Todesgedanken?"

„Sie werden nicht vermuthen, daß ich, öffentlich beschimpft, in Angesicht eines ganzen Opernhauses, in Gegenwart Ihrer Freunde und jener Ihres Sohnes, von einem Knaben herausgefordert, der sich meiner Verzeihung rühmen wird, wie eines Sieges,... Sie werden nicht vermuthen, sag' ich, daß ich einen Augenblick den Wunsch hege, zu leben. Was ich nach Ihnen am meisten liebte, Mercédès, war ich selbst, das heißt: meine Würde, das heißt: jene Kraft, die mich andern Männern überlegen machte; diese Kraft war mein Leben. Mit einem Worte, Sie brechen sie. Ich sterbe."

„Aber dieses Duell wird nicht Statt finden, Edmund, da Sie verzeihen."

„Es wird Statt finden, Madame," entgegnete Monte-

Christo feierlich, „nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, welches die Erde schlürfen sollte, das meinige fließen.“

Mercédès stieß einen lauten Schrei aus, und eilte auf Monte-Christo zu, blieb aber plötzlich stehen. — „Edmund,“ sagte sie, „es giebt einen Gott über uns, weil Sie leben, weil ich Sie wieder sah, und ich vertraue auf ihn aus der tiefesten Tiefe meines Herzens. In Erwartung seiner Stütze, verlasse ich mich auf Ihr Wort. Sie sagten, daß mein Sohn leben würde; er wird leben, nicht wahr?“

„Er wird leben, ja, Madame,“ antwortete Monte-Christo, überrascht, daß Mercédès ohne einen andern Ausruf, ohne weiteres Erstaunen, das heldenmüthige Opfer vernahm, das er ihr brachte.

Mercédès reichte dem Grafen die Hand. „Edmund,“ sagte sie, während ihre Augen bei dem Anblicke dessen in Thränen schwammen, mit dem sie sprach, „wie schön ist von Ihrer Seite, wie groß, was Sie so eben thaten, wie erhaben, Mitleiden mit einem armen Weibe gefühlt zu haben, welches sich mit allen seinen Hoffnungen widrigen Aussichten zu Ihnen begab! Ach, ich habe mehr noch durch Kümmernisse gealtert, als durch das Alter, und ich vermag durch ein Lächeln, durch einen Blick, meinen Edmund an jene Mercédès nicht einmal mehr zu erinnern, auf deren Anschauung er ehedem so viele Stunden verwendete. Ah! glauben Sie mir, Edmund, ich sagte Ihnen, daß auch ich sehr gelitten habe; ich wiederhole es Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben vergehen zu sehen, ohne sich an eine einzige Freude zu er-

innern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; aber dieß beweiset, daß nicht Alles auf Erden aus ist. Nein, ich fühle es in dem, was mir noch im Herzen bleibt. O! ich wiederhole es Ihnen, Edmund, es ist schön, es ist groß, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie es so eben gethan haben!“

„Sie sprechen so, Mercédès, und was würden Sie erst sagen, wenn Sie die Größe des Opfers kennen würden, das ich Ihnen bringe? Setzen Sie den Fall, daß das höchste Wesen, nachdem es die Welt erschaffen, das Chaos fruchtbar gemacht, bei dem Dritttheile der Schöpfung inne gehalten hätte, um einem Engel die Thränen zu ersparen, die unsere Verbrechen dereinst seinen unsterblichen Augen entpressen sollten; setzen Sie den Fall, daß Gott, nachdem er Alles bereitet, Alles gefügt, Alles befruchtet, im Momente der Bewunderung seines Werkes die Sonne ausgelöscht, und mit dem Fuße die Welt in die ewige Nacht zurückgestossen hätte, dann werden Sie eine Idee bekommen, oder vielmehr nein, nein, Sie werden sich noch keine Idee von dem machen können, was ich verliere, indem ich in diesem Momente das Leben verliere.“

Mercédès schaute in diesem Momente den Grafen mit einer Miene an, welche gleichmäßig ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihre Dankbarkeit ausdrückte. — Monte-Christo stützte seine Stirne auf seine glühenden Hände, wie wenn seine Stirne nicht allein das Gewicht seiner Gedanken zu tragen vermöchte.

„Edmund,“ äußerte Mércèdes, „ich hab' Ihnen nur noch ein Wort zu sagen.“

Der Graf lächelte bitter.

„Edmund," fuhr sie fort, „Sie werden sehen, daß, wenn meine Stirne erblichen, meine Augen erloschen, meine Schönheit dahin ist, kurz, daß, wenn Mercédès hinsichtlich ihrer Gesichtszüge nicht mehr sich selbst gleicht, ihr Herz noch immer das Nämliche ist... Leben Sie wohl also, Edmund; ich habe vom Himmel nichts mehr zu verlangen... Ich sah Sie wieder... und sah Sie eben so edel und eben so groß wieder, wie ehedem. — Leben Sie wohl, Edmund... Leben Sie wohl, und... Dank!"

Aber der Graf antwortete nicht. Mercédès öffnete die Thüre des Cabinetes, und verschwand, bevor er aus dem schmerzlichen und tiefen Träumen wieder zu sich kam, in welches seine verlorene Rache ihn versenkt hatte. — Ein Uhr schlug's auf der Uhr der Invaliden, als der Wagen, welcher Frau von Morcerf fortfuhr, über das Pflaster der Champs-Elysées rollend, bewirkte, daß Monte-Christo den Kopf wieder emporhob. „Ich war ein Unsinniger," sagte er, „da ich an dem Tage, an welchem ich beschloß, mich zu rächen, mir nicht das Herz aus dem Busen riß!"

Das Zusammentreffen.

Als Mercédès fortgegangen war, versank bei Monte-Christo Alles wieder in das Dunkel. Um ihm herum und in ihm stand sein Gedanke still; sein energischer Geist entschlummerte, wie es der Leib nach einer äußern Ermüdung macht. „Wie!" sagte er bei sich, wäh-

rend die Lampe und die Kerzen sich traurig verzehrten, und die Diener ungeduldig im Vorzimmer warteten, ... „wie! so ist denn das so langsam vorbereitete, mit so vielen Mühen und Sorgen erhöhte Gebäude von einem einzigen Schlage zusammengestürzt, von einem einzigen Worte, von einem Hauche! Wie! dieses Ich, das ich für etwas hielt, dieses Ich, auf das ich so stolz war, dieses Ich, das ich in den Kerkern des Schlosses If so klein sah, und das ich so groß zu machen wußte, wird morgen eine Hand voll Staub seyn! Ach! nicht den Tod des Leibes bedauere ich; ist diese Zerstörung des vitalen Princips nicht die Ruhe, wornach Alles strebt, wornach jeder Unglückliche sich sehnet, diese Ruhe der Materie, nach der ich so lange seufzte, welcher ich auf dem schmerzlichen Wege des Hungers entgegen ging, als Faria in meinem Kerker erschien? Was ist der Tod für mich? Eine Stufe mehr zur Ruhe, und zwei vielleicht zur Stille. Nein, ich bedauere also nicht den Verlust der Existenz, sondern den Untergang meiner so langsam entworfenen, so mühsam ausgebildeten Entwürfe. Die Vorsehung, welche ich für ihre Beschützerin hielt, war also ihre Gegnerin? Gott wollte sohin nicht, daß sie in Erfüllung gingen. Diese Last, die ich aufhob, fast eben so schwer, als eine Welt, und die ich bis an's Ziel tragen zu können wähnte, stand im Verhältnisse zu meinem Wunsche, und nicht im Verhältnisse zu meiner Kraft; im Verhältnisse zu meinem Willen, und nicht im Verhältnisse zu meiner Macht, und ich werde sie, kaum auf der Hälfte meines Weges, ablegen müssen. O! ich werde also wieder Fatalist werden, obgleich mich vierzehn

Verzweiflungsjahre und zehn Hoffnungsjahre providentiell gemacht hatten! Und all das, all das, mein Gott! weil mein Herz, das ich für todt hielt, nur erstarrt war, weil es wieder erwachte, weil es schlug, weil ich dem Schmerze dieses Schlagens nachgab, im Grunde meines Herzens durch die Stimme eines Weibes angeregt! Und dennoch," fuhr der Graf fort, immer mehr in die Vorhersehungen jenes schrecklichen, von Mercédès angenommenen, andern Tages sich vertiefend, „dennoch ist es unmöglich, daß diese Frau, die ein so edles Herz besitzt, aus Selbstsucht eingewilliget habe, mich, der ich voll Stärke und Lebenskraft bin, tödten zu lassen! Es ist unmöglich, daß sie die Liebe, oder vielmehr den mütterlichen Wahnsinn so weit treibt! Es giebt Tugenden, deren Uebertreibung ein Verbrechen wäre. Nein, sie wird irgend eine pathetische Scene ersonnen haben, sie wird kommen, und sich zwischen die Degen werfen, und dieß wäre auf dem Gebiete des Erhabenen lächerlich."

Und die Röthe des Stolzes stieg in die Stirne des Grafen. „Lächerlich," wiederholte er, „und das Lächerliche fiele auf mich zurück... Ich, lächerlich! Da wollte ich ja noch weit lieber sterben."

Und indem er zum Voraus die schlimmen Wechselfälle jenes andern Tages übertrieb, dem er, Mercédès versprechend, ihren Sohn leben zu lassen, anheimgefallen war, sagte der Graf bei sich: „Thorheit! Thorheit! Thorheit! auf solche Art Großmuth zu treiben, indem ich wie ein unthätiges Ziel der Mündung der Pistole jenes jungen Mannes mich gegenüber stelle! Er wird nie glauben, daß mein Tod ein Selbstmord ist, und doch

ist wegen der Ehre meines Andenkens daran gelegen . . . es ist nicht Eitelkeit, nicht wahr, mein Gott! wohl aber ein gerechter Stolz, weiter nichts; es ist wegen der Ehre meines Andenkens daran gelegen, daß die Welt erfahre, daß ich aus freiem, ungezwungenem Willen mich dazu verstand, meinen schon zum Tödten erhobenen Arm zu senken, und daß ich mit diesem, gegen Andere so mächtig bewaffneten Arme, mich selbst tödtete. Es muß so seyn, ich werde es thun.“ Und eine Feder ergreifend, zog er ein Papier aus einer geheimen Schublade seines Schreibpultes, und schrieb unten auf diesem Papiere, das nichts anderes als sein seit seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament war, eine Art von Codicill hin, worin er den am wenigsten hellsehenden Leuten seinen Tod begreiflich machte. „Ich thue dieß, mein Gott!“ sagte er, die Augen zum Himmel erhebend, „eben sowohl zu Deiner Ehre, als zur meinigen. Ich betrachtete mich seit zehn Jahren, o mein Gott! als den Abgesandten Deiner Rache, und es darf nicht geschehen, daß ein Elender, wie dieser Morcerf, wie ein Danglars, ein Villefort, oder endlich dieser Morcerf selbst, sich einbilden, daß der Zufall sie von ihrem Feinde befreiet habe. Sie mögen vielmehr erfahren, daß die Vorsehung, welche ihre Bestrafung bereits beschlossen hatte, bloß durch die Macht meines Willens gemildert wurde, daß die auf dieser Welt vermiedene Züchtigung in der andern Welt ihrer harret, und daß sie die Zeit nur gegen die Ewigkeit vertauscht haben.“

Während er zwischen diesen düsteren Ungewißheiten schwankte, schlimme Träume des durch den Schmerz auf-

geweckten Menschen, begann der Tag die Fensterscheiben zu bleichen, und unter seinen blassen Händen das lasurblaue Papier zu erhellen, auf welches er so eben diese höchste Rechtfertigung der Vorsehung geschrieben hatte. Es war fünf Uhr Morgens. Plötzlich drang ein leises Geräusch an sein Ohr. Monte-Christo glaubte eine Art unterdrückten Seufzers gehört zu haben; er wendete den Kopf, schaute um sich, und sah Niemand. Nur wiederholte sich das Geräusch deutlich genug, so daß dem Zweifel die Gewißheit folgte. Dann stand der Graf auf, öffnete sachte die Salonthüre, und sah Haydée in einem Lehnstuhle mit herabhangenden Händen, ihr schönes blasses Haupt rückwärts neigend; sie hatte der Thüre gegenüber Platz genommen, damit er nicht fortgehen konnte, ohne sie zu sehen, wurde aber von dem gegen die Jugend so mächtigen Schlafe, nach der Anstrengung eines so langen Wachens, befallen. Das Geräusch bei dem Aufmachen der Thüre konnte Haydée nicht aus ihrem Schlafe wecken. Monte-Christo warf auf sie einen Blick voll Zärtlichkeit und Bedauern. „Sie hat sich erinnert, daß sie einen Vater hatte,“ sagte er, „und ich vergaß, daß ich eine Tochter besaß.“ Dann schüttelte er traurig den Kopf, und fügte bei: „Die arme Haydée wollte mich sehen, wollte mich sprechen, sie fürchtete oder errieth etwas . . . O! ich kann nicht fortgehen, ohne ihr ein Lebewohl zu sagen, ich kann nicht sterben, ohne sie Jemanden anzuvertrauen.“

Und er gelangte wieder sachte an seinen Platz, und schrieb unter die ersten Zeilen hin:

„Ich vermache Maximilian Morrel, Capitain der

Spahis und Sohn meines ehemaligen Patrons, Peter Morrel, Rheders zu Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon er einen Theil seiner Schwester Julie und seinem Schwager Emanuel geben wird, wenn anders er nicht glaubt, daß dieser Zuwachs von Vermögen ihrem Glücke schaden möchte. Diese zwanzig Millionen sind in meiner Grotte zu Monte-Christo vergraben, deren Geheimniß Bertuccio kennt. Wenn sein Herz frei ist, und er Haydée heirathen will, Tochter des Ali, Pascha von Janina, die ich mit der Liebe eines Vaters erzog, und welche mir mit der Liebe und Zärtlichkeit einer Tochter zugethan war, so wird er, ich sage nicht meinen letzten Willen, aber meinen letzten Wunsch vollziehen.

„Das gegenwärtige Testament hat Haydée bereits als Erbin des Restes meines Vermögens eingesetzt, bestehend aus Grundbesitzungen, englischen, österreichischen und holländischen Renten, aus dem Mobiliar in meinen verschiedenen Palästen und Häusern, und wird, nach Abzug jener zwanzig Millionen, so wie der verschiedenen, meinen Dienern bestimmten Legate, noch auf sechszig Millionen sich belaufen."

Er hatte eben diese letzte Zeile ausgeschrieben, als ein Schrei hinter ihm bewirkte, daß seiner Hand die Feder entfiel. „Sie haben gelesen, Haydée?" fragte er.

Wirklich war das junge Mädchen, durch dessen Wimpern das Tageslicht drang, aufgestanden, und hatte sich dem Grafen genähert, ohne daß dieser ihre leisen, zudem vom Teppiche gedämpften Schritte vernahm. „O! mein hoher Herr," sagte sie, die Hände faltend, „warum schreiben Sie so, und zu solcher Stunde? Warum ver-

machen Sie mir Ihr ganzes Vermögen, mein hoher Herr? Sie verlassen mich also?"

„Ich will eine Reise machen, liebes Kind," antwortete Monte-Christo mit einem Ausdrucke unendlicher Melancholie und Zärtlichkeit, „und wenn mir ein Unglück widerführe . . ."

Der Graf hielt inne.

„Wohlan? . . ." fragte das junge Mädchen mit einem Tone von Autorität, dessen der Graf sie nicht fähig hielt, und der ihn beben machte.

„Wohlan, wenn mir ein Unglück widerführe," versetzte Monte-Christo, „so will ich, daß meine Tochter glücklich sey."

Haydée lächelte traurig, den Kopf schüttelnd. „Sie denken an das Sterben, mein hoher Herr?" fragte sie.

„Dieß ist ein heilsamer Gedanke, mein Kind, sagte der Weise."

„Nun denn, wenn Sie sterben," erwiederte sie, „so vermachen Sie Ihr Vermögen Andern; denn wenn Sie sterben ... werde ich nichts mehr nöthig haben." Und sie nahm das Papier und zerriß es in vier Stücke, die sie mitten in den Salon warf. Dann, als diese einer Sclavin so selten eigenthümliche Energie ihre Kräfte erschöpft hatte, sank sie, dießmal nicht mehr entschlummert, sondern ohnmächtig auf den Boden.

Monte-Christo neigte sich zu ihr, und hob sie in seine Arme auf, und als er diesen schönen, blassen Teint sah, diese schönen, geschlossenen Augen, diesen holdseligen, leblosen und gleichsam aufgegebenen Leib, tauchte zum Erstenmale der Gedanke in ihm auf, daß sie ihn viel-

leicht anders liebe, als eine Tochter ihren Vater liebt. „Ach!" murmelte er mit tiefer Entmuthigung, „ich hätte also noch glücklich werden können!"

Dann trug er Haydée in ihr Gemach, und übergab die noch immer Ohnmächtige den Händen ihrer Zofen; hierauf kehrte er in sein Cabinet zurück, das er dießmal rasch hinter sich verschloß, und schrieb das vernichtete Testament von Neuem. Als er fertig war, ließ sich das Geräusch eines in seinen Hof fahrenden Cabriolets vernehmen. Monte-Christo näherte sich dem Fenster, und sah Maximilian und Emanuel aussteigen. „Gut," sagte er, „es war Zeit!" Und er versiegelte sein Testament mit einem dreifachen Siegel.

Einen Augenblick nachher hörte er Schritte im Salon, und öffnete selbst die Thüre. Morrel erschien auf der Schwelle. Er war etwa um zwanzig Minuten früher gekommen. „Ich komme vielleicht zu früh, Herr Graf," sagte er; „aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich keine Minute schlafen konnte, und daß es dem ganzen Hause so erging. Es war mir ein Bedürfniß, Sie stark zu sehen in Ihrer muthigen Zuversicht, um wieder ich selbst zu werden."

Monte-Christo konnte diesem Beweise von liebevoller Zuneigung nicht widerstehen, und reichte dem jungen Manne nicht die Hand, sondern öffnete ihm beide Arme. „Morrel," sagte er mit bewegter Stimme zu ihm, „es ist ein schöner Tag für mich, an dem ich von einem Manne, wie Sie, mich geliebt fühle. Guten Morgen, Herr Emanuel. Sie gehen also mit mir, Maximilian?"

„Pardieu! zweifelten Sie daran?" antwortete
junge Capitain.

„Wenn ich jedoch Unrecht hätte . . ."

„Hören Sie, ich betrachtete Sie gestern währen
ganzen Herausforderungsscene, ich dachte an Ihre
versicht diese ganze Nacht hindurch, und dachte bei
das Recht müsse auf Ihrer Seite seyn, oder man
auf das Gesicht der Menschen nicht mehr bauen."

„Albert ist aber Ihr Freund, Morrel?"

„Nur ein Bekannter, Graf."

„Sie sahen ihn zum Erstenmale am nämlichen
da Sie mich sahen?"

„Ja, es ist wahr; aber was wollen Sie? Sie
ten mich auf ihn aufmerksam machen, damit ich
mich erinnere."

„Ich danke, Morrel." Dann sagte er zu A
nach einem Schlage auf die Glocke alsogleich er
„Laß dieß zu meinem Notare tragen. Es ist m
stament, Morrel. Wenn ich todt bin, werden S
von Einsicht nehmen."

„Wie!" rief Morrel aus, „Sie todt?"

„Ei! muß man sich nicht auf Alles gefaßt
lieber Freund? Doch was thaten Sie gestern,
mich verließen?"

„Ich war bei Tortoni, wo ich, wie ich es er
Beauchamp und Château-Renaud fand. Ich gest
nen, daß ich sie suchte."

„Wozu, da Alles verabredet war."

„Hören Sie, Graf, die Sache ist ernsthaft,
meidlich."

„Zweifelten Sie daran?“

„Nein. Die Beleidigung war öffentlich, und Jeder sprach bereits davon.“

„Wohlan?“

„Wohlan, ich hoffte eine Aenderung der Waffen zu bewirken, den Degen an die Stelle der Pistole zu setzen. Die Pistole ist blind.“

„Ist es Ihnen gelungen?“ fragte Monte-Christo rasch mit einem unmerkbaren Schimmer von Hoffnung.

„Nein; denn man kennt Ihre Stärke in der Führung des Degens.“

„Pah! Wer verrieth mich denn?“

„Die Fechtmeister, die von Ihnen geschlagen wurden.“

„Und Sie scheiterten?“

„Sie weigerten sich ausdrücklich.“

„Morrel,“ fragte der Graf, „sahen Sie mich jemals mit der Pistole schießen?“

„Nie.“

„Nun denn, wir haben Zeit; geben Sie Acht!“

Monte-Christo nahm die Pistolen, die er bei dem Eintritte von Mercédès in der Hand hielt, klebte ein Kreuzaß auf die Platte, und schoß mit vier Schüssen nacheinander die vier Zweige des Kreuzes weg. Bei jedem Schusse erblaßte Morrel. Er untersuchte die Kugeln, mit denen Monte-Christo dieses Kunststück ausführte, und sah, daß sie nicht dicker waren, als Rehschrote. „Das ist schrecklich,“ sagte er; „sehen Sie doch, Emanuel!“ Dann wendete er sich zu Monte-Christo, und sagte: „Graf, um's Himmels willen, tödten Sie Albert nicht! Der Unglückliche hat eine Mutter!“

„Richtig,“ erwiederte Monte-Christo, „und ich hab keine.“ Diese Worte wurden mit einem Tone ausge sprochen, welcher Morrel schaudern machte.

„Sie sind der Beleidigte, Graf.“

„Ohne Zweifel; was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß Sie zuerst schießen.“

„Ich schieße zuerst?“

„O! dieß hab' ich erwirkt, oder vielmehr gefordert wir machten Ihnen genug Zugeständnisse, daß sie un dieses machen konnten.“

„Und auf wie viele Schritte?“

„Auf zwanzig.“

„Ein furchtbares Lächeln zuckte über die Lippen de Grafen. „Morrel,“ sagte er, „vergessen Sie nicht, wa Sie so eben sahen.“

„Daher rechne ich nur auf Ihre Gemüthsbewegun zur Rettung Alberts,“ äußerte der junge Mann.

„Auf meine Gemüthsbewegung?“ fragte Monte-Christo

„Oder auf Ihre Großmuth, mein Freund; Ihre Schusses gewiß, wie Sie es sind, kann ich Ihnen nu Eines sagen, was lächerlich wäre, wenn ich es zu einem Andern sagen würde.“

„Was?“

„Durchschießen Sie ihm einen Arm, verwunden Si ihn, aber tödten Sie ihn nicht.“

„Morrel, hören Sie noch dieß,“ sagte der Graf „ich bedarf keiner Ermuthigung, des Herrn von Morcer zu schonen; der Herr von Morcerf wird so geschon werden, daß er mit seinen beiden Freunden ruhig zurückkommen wird, während ich . . .“

„Nun denn, Sie?“

„O! das ist etwas Anderes, mich wird man zurücktragen.“

„Gehen Sie doch,“ rief Maximilian, außer sich.

„Es ist, wie ich es Ihnen verkünde, mein lieber Morrel, Herr von Morcerf wird mich tödten.“

Morrel schaute den Grafen wie ein Mann an, der nicht mehr begreift. „Was ist Ihnen denn seit gestern Abend begegnet, Graf?“

„Was Brutus am Tage vor der Schlacht bei Philippi begegnete, ich sah ein Fantom.“

„Und dieses Fantom?“

„Dieses Fantom, Morrel, sagte mir, daß ich genug gelebt habe.“

Maximilian und Emanuel schauten sich an; Monte-Christo zog seine Uhr. „Gehen wir,“ sagte er, „es ist sieben Uhr fünf Minuten, und das Rendez-vous ist auf Schlag acht Uhr festgesetzt.“

Ein völlig bespannter Wagen wartete; Monte-Christo stieg mit seinen beiden Secundanten ein. Durch den Corridor gehend, war Monte-Christo stehen geblieben, um an einer Thüre zu horchen, und Maximilian und Emanuel, welche aus Discretion einige Schritte vorangegangen waren, glaubten ihn auf ein Schluchzen, auf einen Seufzer antworten zu hören. Mit dem Schlage acht Uhr war man an dem bezeichneten Platze.

„Da sind wir angekommen,“ sagte Morrel, indem er den Kopf zum Kutschenschlage hinausstreckte, „und wir sind die Ersten.“

„Um Vergebung, mein Herr,“ bemerkte Baptistin,

der seinem Gebieter mit einem unaussprechlichen Schrecken gefolgt war, „ich glaube, da unten einen Wagen unter den Bäumen zu sehen.“

Monte-Christo sprang leicht aus seiner Kalesche, und reichte Emanuel und Maximilian die Hand, um ihnen aussteigen zu helfen. Maximilian hielt die Hand des Grafen zwischen den seinigen zurück. „So ist's recht,“ sagte er, „das ist eine Hand, wie ich sie gerne an einem Manne sehe, dessen Leben auf der Güte seiner Sache beruht.“

„Ich bemerke wirklich zwei junge Leute,“ äußerte Emanuel, welche spazieren gehen, und zu warten scheinen.“

Monte-Christo zog Morrel, nicht bei Seite, aber einige Schritte hinter seinen Schwager. „Maximilian,“ fragte er ihn, „ist Ihr Herz frei?“

Morrel schaute Monte-Christo erstaunt an.

„Ich verlange keine Anvertrauung von Ihnen, lieber Freund, ich stelle eine einfache Frage an Sie; antworten Sie Ja oder Nein, dieß ist Alles, um was ich Sie bitte.“

„Ich liebe ein junges Mädchen, Graf.“

„Lieben Sie es sehr?“

„Mehr als mein Leben.“

„Nun,“ versetzte Monte-Christo, „da ist mir wieder eine Hoffnung vereitelt.“

Dann murmelte er seufzend: „Arme Haydée!“

„Wahrhaftig, Graf,“ rief Morrel aus, „würde ich Sie minder kennen, so hielte ich Sie für minder muthig, als Sie sind.“

„Weil ich an Jemand denke, von dem ich scheiden

soll, und nach dem ich mich sehne! Gehen Sie doch, Morrel, versteht sich ein Soldat so schlecht auf den Muth! Bedaure ich den Verlust des Lebens? Was kümmert dieß mich, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Tod, zwischen Leben oder Sterben zubrachte? Seyen Sie übrigens unbesorgt, Morrel, diese Schwäche, wenn es eine ist, ist nur für Sie. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, aus dem man artig und ehrlich hinausgehen muß, nämlich grüßend und seine Spielschulden bezahlend."

„Das laß ich mir gefallen," sagte Morrel, „das heißt sprechen. Apropos, haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?"

„Ich? Wozu? Ich hoffe wohl, daß diese Herren die übrigen haben werden."

„Ich will mich hiewegen erkundigen," versetzte Morrel.

„Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich."

„O! seyen Sie unbesorgt."

Morrel ging auf Beauchamp und Château-Renaud Als diese Maximilians Bewegung sahen, gingen ihm einige Schritte entgegen. Die drei jungen Leute grüßten sich, wenn nicht mit Freundlichkeit, wenigstens höflich.

„Um Vergebung, meine Herren," sagte Morrel, „ich sehe ja Herrn von Morcerf nicht?"

„Heute früh ließ er uns in Kenntniß setzen," antwortete Château-Renaud, „daß er erst auf dem Duellplatze zu uns kommen würde."

„Ah!" entgegnete Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr. „Fünf Minuten über acht Uhr; es ist keine Zeit dabei verloren, Herr Morrel,“ äußerte er.

„O!“ antwortete Maximilian, „ich sagte es nicht in dieser Absicht.“

„Zudem kommt hier ein Wagen,“ bemerkte Château-Renaud.

In der That näherte sich ein Wagen im scharfen Trabe auf einem von den Zugängen, in den Kreuzweg ausmündend, auf dem man sich befand.

„Meine Herren,“ sagte Morrel, „ohne Zweifel sind Sie mit Pistolen versehen. Herr von Monte-Christo erklärt, auf das Recht zu verzichten, das er besaß, sich der seinigen zu bedienen.“

„Wir haben dieses Zartgefühl von Seite des Grafen vorhergesehen,“ antwortete Beauchamp, „und ich brachte Waffen mit, die ich vor acht oder zehn Tagen in der Meinung kaufte, ihrer wegen einer ähnlichen Angelegenheit zu bedürfen. Sie sind ganz neu, und noch von Niemanden benützt worden, wollen Sie sie untersuchen?“

„O! Herr Beauchamp,“ erwiederte Morrel sich verbeugend, „da Sie mir versichern, daß Herr von Morcerf diese Waffen nicht kennt, so denken Sie wohl, daß Ihr Wort mir genügt, nicht wahr?“

„Meine Herren,“ sagte Château-Renaud, „nicht Morcerf kam in diesem Wagen bei uns an; es waren, meiner Treue! Franz und Debray.“

Wirklich näherten sich die beiden bezeichneten jungen Leute.

„Sie hier, meine Herren?“ fragte Château-Renaud, mit Jedem einen Handdruck austauschend, „und durch welchen Zufall?“

„Weil uns Albert diesen Morgen bitten ließ, uns auf dem Duellplatze einzufinden,“ antwortete Debray.

Beauchamp und Château-Renaud schauten sich mit erstaunter Miene an.

„Meine Herren,“ äußerte Morrel, „ich glaube zu begreifen.“

„Wie so?“

„Gestern Nachmittag erhielt ich einen Brief von Herrn von Morcerf, worin er mich bat, in die Oper zu kommen.“

„Und ich auch,“ sagte Debray.

„Und ich auch,“ sagte Franz.

„Und wir auch,“ sagten Château-Renaud und Beauchamp.

„Er wollte, daß Sie bei der Herausforderung gegenwärtig seyen,“ bemerkte Morrel, „er will Ihre Gegenwart auch bei dem Duelle.“

„Ja,“ versetzten die jungen Leute, „so ist's, Herr Maximilian, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie es richtig errathen.“

„Aber bei allem dem kommt Albert nicht,“ murmelte Château-Renaud; „er ist um zehn Minuten zu spät daran.“

„Da kommt er!“ sagte Beauchamp; „er ist zu Pferd; sehen Sie, er sprengt in gestrecktem Galoppe, von seinem Diener gefolgt.“

„Welche Unvorsichtigkeit," äußerte Château-Renaud, „zu Pferd zu kommen, um sich auf Pistolen zu schlagen! Und ich unterrichtete ihn doch so gut!"

„Und zudem, sehen Sie," bemerkte Beauchamp, „mit einem Kragen an seiner Cravate, mit einem offenen Rocke, mit einem weißen Gilet; daß er sich doch nicht lieber gleich einen Scheibenkreis auf seinen Magen zeichnen ließ, es wäre einfacher, und eher aus gewesen!"

Inzwischen war Albert auf zehn Schritte von der Gruppe angekommen, welche die fünf jungen Leute bildeten; er hielt sein Pferd an, sprang herab, und warf den Zügel seinem Diener zu. Albert näherte sich. Er war blaß, seine Augen waren geröthet und geschwollen. Man sah, daß er die ganze Nacht keine Secunde geschlafen hatte. Eine Wolke traurigen Ernstes, der ihm nicht eigen war, umdüsterte seine ganze Physiognomie. „Ich danke, meine Herren," sagte er, „daß Sie so gütig waren, meiner Einladung zu entsprechen; glauben Sie ja, daß ich Ihnen für diesen Beweis von Freundschaft im höchsten Grade dankbar bin."

Morrel war bei der Annäherung Morcerf's etwa zehn Schritte zurückgetreten, und hielt sich entfernt.

„Und auch Ihnen, Herr Morrel," fuhr Albert fort, „gebührt mein Dank. Kommen Sie doch näher, Sie sind nicht zu viel."

„Mein Herr," versetzte Maximilian, „Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Secundant des Herrn von Monte-Christo bin."

„Ich wußte es nicht gewiß, aber ich vermuthete es.

Desto besser! Je mehr hier Ehrenmänner seyn werden, desto befriedigter werde ich seyn."

„Herr Morrel," sagte Château=Renaud, „Sie können dem Herrn Grafen von Monte=Christo hinterbringen, daß Herr von Morcerf gekommen ist, und daß wir uns zu seiner Verfügung stellen."

Morrel machte eine Bewegung, um seinen Auftrag zu vollziehen. Zu gleicher Zeit zog Beauchamp das Pistolenfutteral aus dem Wagen.

„Warten Sie, meine Herren," sagte Albert, „ich habe mit dem Herrn Grafen von Monte=Christo noch einige Worte zu sprechen."

„Unter vier Augen?" fragte Morrel.

„Nein, mein Herr, vor Jedermann."

Albert's Secundanten schauten sich ganz verwundert an; Franz und Debray wechselten einige Worte mit leiser Stimme, und Morrel, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut, holte den Grafen, der mit Emanuel in einer Seitenallee spazieren ging.

„Was will er mir?" fragte Monte=Christo.

„Ich weiß es nicht, aber er verlangt Sie zu sprechen."

„O!" erwiederte er, „möge er Gott nicht durch eine zweite Beschimpfung versuchen!"

„Ich glaube nicht, daß dieß seine Absicht sey," entgegnete Morrel.

Der Graf näherte sich, von Maximilian und Emanuel begleitet; sein ruhiges und ganz heiteres Antlitz stach sonderbar ab gegen Albert's verstörtes Gesicht, der sich gleichfalls näherte, von den vier jungen Leuten ge=

folgt. In gleicher Entfernung von drei Schritten blieben Albert und der Graf stehen.

„Meine Herren," sagte Albert, „nähern Sie sich; ich wünsche, daß von dem, was ich dem Herrn Grafen von Monte=Christo zu sagen die Ehre haben werde, kein Wort verloren gehe; denn das, was ich ihm zu sagen die Ehre haben werde, soll von Ihnen Jedem, der es hören will, wiederholt werden, wie sonderbar Ihnen auch meine Aeaßerungen scheinen mögen."

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte der Graf.

„Mein Herr," begann Albert mit einer anfangs zitternden Stimme, die aber immer fester wurde, „mein Herr, ich machte es Ihnen zum Vorwurfe, das Benehmen des Herrn von Morcerf in Epirus veröffentlicht zu haben; denn wie strafbar auch der Herr Graf von Morcerf war, so glaubte ich nicht, daß Sie das Recht hätten, ihn zu bestrafen. Heute aber, mein Herr, weiß ich, daß Ihnen dieses Recht gebührt. Nicht der Verrath von Fernand Mondego gegen Ali Pascha ist's, weßhalb ich mich so beeile, Sie zu entschuldigen, sondern der Verrath des Fischers Fernand gegen Sie, die unerhörten Mißgeschicke, welche die Folge dieses Verrathes waren, veranlassen mich hiezu. Daher sage ich Ihnen, daher verkünde ich laut: ja, mein Herr, Sie haben Recht, gehabt, sich an meinem Vater zu rächen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie mehr nicht thaten."

Der Blitzstrahl, mitten unter die Theilnehmer dieser unerwarteten Scene gefahren, hätte kein größeres Erstaunen derselben erregt, als diese Erklärung Albert's.

Monte-Christo schlug seine Augen mit einem Ausdrucke unendlicher Dankbarkeit zum Himmel empor, und er konnte es nicht genug bewundern, daß diese stürmische Natur Albert's, dessen Muth unter den römischen Banditen er zur Genüge kannte, plötzlich zu dieser schnellen Demüthigung zusammenbrach. Daher erkannte er den Einfluß von Mercédès, und begriff, warum dieses edle Herz dem Opfer sich nicht widersetzte, von dem sie zum Voraus wußte, daß es nicht nöthig seyn würde.

„Wenn Sie nun finden, mein Herr," fuhr Albert fort, „daß die Entschuldigungen, die ich Ihnen so eben machte, genügend sind, so reichen Sie mir Ihre Hand, ich bitte Sie. Nach dem so seltenen Verdienste der Unfehlbarkeit, welches das Ihrige zu seyn scheint, ist das erste Verdienst, nach meiner Meinung, sein Unrecht gestehen zu müssen. Doch dieses Geständniß geht mich allein an. Ich handelte wohl nach dem Sinne der Menschen, aber Sie handelten wohl nach dem Herzen Gottes. Nur ein Engel konnte einen von uns vom Tode retten, und der Engel ist vom Himmel herabgeschwebt, wenn auch nicht um aus uns zwei Freunde zu machen, ach! das Verhängniß machte dieß unmöglich, aber wenigstens zwei Männer, die sich achten."

Monte-Christo reichte mit thränenfeuchten Augen, mit pochendem Herzen, mit halbgeöffnetem Munde, Albert eine Hand, die dieser ergriff, und mit einem Gefühle drückte, das einem ehrerbietigen Schrecken glich.

„Meine Herren," sagte er, „Herr von Monte-Christo ist so gefällig, meine Entschuldigungen zu genehmigen.

Ich handelte übereilt gegen ihn. Die Uebereilung ist eine schlechte Rathgeberin: ich habe übel gehandelt. — Nun ist mein Fehler gut gemacht. Ich hoffe wohl, daß die Welt mich nicht für feige halten werde, weil ich gethan, was mein Gewissen mir zu thun befahl. Jedenfalls aber, wenn man sich an mir irren sollte," fügte der junge Mann hinzu, den Kopf stolz emporhebend, und als ob er eine Herausforderung an seine Freunde und an seine Feinde richtete, „würde ich trachten, die Meinungen wieder auf den rechten Weg zu bringen."

„Was ist denn heute Nacht vorgefallen?" fragte Beauchamp Château-Renaud. „Mir dünkt, daß wir hier eine traurige Rolle spielen."

„Wahrhaftig, was Albert so eben that, ist sehr erbärmlich, oder sehr schön," antwortete der Baron.

„Ah!" sagen Sie doch," fragte Debray Franz, „was soll denn dieß heißen? Wie! der Graf von Monte-Christo entehrt Herrn von Morcerf, und er hat in den Augen seines Sohnes Recht! — Hätte ich zehn Janina in meiner Familie, so würde ich nur zu etwas mich verpflichtet halten, nämlich mich zehnmal zu schlagen."

Mit gesenkter Stirne, erschlafften Armen, unter der Last vierundzwanzigjähriger Erinnerungen erdrückt, dachte Monte-Christo nicht an Albert, nicht an Beauchamp, nicht an Château-Renaud, an Niemand von allen Anwesenden, er dachte an jene muthige Frau, die gekommen war, ihn um das Leben ihres Sohnes zu bitten, welcher er das seinige anbot, und die dieses so eben

durch das schreckliche Geständniß eines Familiengeheimnisses gerettet hatte, fähig, in diesem jungen Manne das Gefühl kindlicher Liebe auf immer zu vernichten.

„Immer die Vorsehung,“ murmelte er; „ah! erst von heute an weiß ich es gewiß, daß ich der von Gott Gesendete bin!“

Ende des zwölften Theiles.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Lebens Conflicte.

Roman

von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 1 Rthlr. 7 ngr. oder 2 fl.

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 11 ngr. od. 36 kr.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutsch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 10 ngr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen sich durch ihre interessante und spannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch sie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden sind. Der obige ist anerkannt einer ihrer besten, und kann unbedenklich dem besten der Bremer an die Seite gestellt werden.

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfasserin ist anerkannt die erste Schriftstellerin Frankreichs, ihre Prosa unübertroffen, und ihre Romane, sowohl in Anlage als Ausführung, höchst interessant und spannend bis an das Ende.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte-Christo

Bd.: 12

Augsburg 1846

P.o.gall. 665-9/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090645-1